Wir werden uns wiederſehen.

Eine

Unterredung

nebſt einer

Elegie

von

D. Karl Chriſtian Engel.

Frankfurt und Leipzig.

1787.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

16 - 2776

D
41 C 66
NK

Elegie.

Bald vielleicht — und hab ich nur hienieden
Nicht vergebens für die Welt gelebt;
Hab ich nur der Tugend hohen Frieden
Und der Gottheit Beyfall mir erſtrebt;
Nur erſt dieſe *) Hyder ganz beſieget,
Die mit ſtets erneuerter Gewalt
Meinen Geiſt bekämpft: o ſo genüget

*) Die Sinnlichkeit.

Mir auch stets, geschehe es noch so bald! —
Bald vielleicht erbebt mein ganzes Wesen,
Und der Bote meines Schöpfers kömmt,
Jenes große Räthsel mir zu lösen,
Das so sehr den Sterblichen beklemmt.
Freunde, wenn dieß Herz denn nicht mehr schläget,
Das, auch wenn es eigne Noth ertrug,
Doch, zum Mitgefühle leicht erreget,
Brüderlich bey eurer Wonne schlug;
Wenn nun dieser Mund auf ewig schweiget,
Der, so oft euch Muth und Trost gebrach,
War ich gleich durch Mitleid selbst gebeuget,
Muth und Trost ins kranke Herz euch sprach;
Wenn nun diese trautesten Genossen
Meiner Seele, die aus Zärtlichkeit
Gegen euch oft heimlich überflossen,
Nichts mehr sehen — weder Lust noch Leid;
Und wenn dann im weissen Schlafgewande,
Wohlgeschmückt, mein kalter Leichnam liegt —
Wohlgeschmückt, weil mit dem holden Tande
Noch zuletzt die Liebe sich genügt: —

Freunde,

Freunde, um mein welches Bett von Spänen
Steht ihr dann, verſenkt in euern Gram
Um den Freund, der von der Erde Scenen
Und von euch den bittern Abſchied nahm.
Stillbetrachtend mit gefal:nen Händen,
Mit geſenktem Haupte ſteht ihr da;
Und mit Augen, die den Blick nicht wenden,
Und mit leiſem Schauder ſteht ihr da;
Weilt mit Pein, die euch, wie Wonne,
reizet,
Bey des Freundes moderndem Gebein;
Ach, und jeden ſeiner Züge heizet
Euch der Harm tief ins Gedächtniß ein;
Und, wie lächelnde Geſpenſter, wallen
In der Dämmrung eurer Phantaſie
Holde Bilder von den Freuden allen,
Die der Gott der Freundſchaft uns verlieh;
Dann gedenkt ihr zärtlich alles deſſen,
Was mich eurer Liebe werth gemacht;
Nicht die kleinſte Tugend wird vergeſſen;
Meiner Fehler nur wird nicht gedacht.

Drauf — ein Ruhesanft zu meinem Schlummer! —

Drückt ihr mir die ungelenke Hand
Einmal noch, und der gepreßtre Kummer
Fällt in Thränen hin auf mein Gewand.
Möge da mein Geist euch noch umschweben,
Dieses Leichenopfers sich bewußt,
Und — er wird sich freudiger erheben! —
Der Unsterblichkeit in eurer Brust!
Hier, wo es mein Ehrgeiz sich erkohren,
Bleibe mir ein rühmlich Denkmal! Hier!
Gebe sonst mein Name nur verloren,
Und die Nachwelt wisse nichts von mir!
Wenn ihr dann, von Florens Hauch' umdüftet,
Wo ihr noch mich zum Gefährten habt,
Euer Herz von schwüler Sorge lüftet,
Und im Schooße der Natur euch labt;
Wenn zu euerm liebevollen Kreise,
Um ein stilles, ihr geweihtes Fest,
Zu begeistern, sich die sanfte, weise,
Ernste Freude segnend niederläßt;

Oder,

Oder, wenn ein Ungemach euch kränket,
Und die Vorſicht eure Tugend übt:
Dann, o ihr Geliebte! dann gedenket
Meiner noch, der euch ſo treu geliebt!
Nahe vor des Grabes dunklem Schlunde
Wird mich dieſe Hoffnung noch erfreun:
Denn, mein liebſtes Glück auf dieſem Runde
War es ſtets, von euch geliebt zu ſeyn,
Und nicht eine treue, warme Zähre,
Die ihr einſt noch meinem Staube zollt,
Gäb' ich hin um aller Helden Ehre,
Gäb' ich hin um aller Berge Gold!

Ach! daß Jahre doch ſo ſchnell verlaufen!
Daß man doch der Zärtlichkeit Genuß
Vom Geſchick' mit ſo viel Furcht erkaufen,
So viel Gram oft nachbezahlen muß!
Mögt' er doch vergehen, all der Flitter,
Der ſo reizend um die Sinne ſpielt!
Machte dieß den Todeskelch ſo bitter
Für den Geiſt, der ſich unſterblich fühlt?

Nein! die Trennung von den Theuren, welche
Seligkeiten hier ihm ſelbſt gewährt —
Dieß, dieß iſt der Wermuth in dem Kelche,
Den der Bleibende zur Hälfte leert!

Mondenlang hat ſchon mein Herz getrauert,
Seit ich jene *) Freundinn eingebüßt,
Die ſo ewig, als mein Daſeyn dauert,
Dieſem Herzen unvergeßlich iſt!
O die Liebenswerthe! o die Gute!
Die auf einmal es ſo ganz gewann;
Schon in jener heiligen Minute,
Da die Freundſchaft unter uns begann;
Deren Antlitz nie mit einer Falte,
Als des gütgen Lächelns, mich empfing;
Deren Blut bey meiner Freude wallte;
Deren Ohr an meinen Klagen hing;
Deren Mitleid, tröſtend durch des Tones

Und

*) Die ſo allgemein beliebte und bedauerte ſel. Hofräthinn Bouchholtz in Schwerin.

Und der Mienen Wehmuth, manches Weh,
Das mich quälte, wie der Saft des Mohnes
Einer Wunde Schmerz, besänftigte!
Die auch mich, mit innigem Vertrauen,
Ihre Lust, ihr Leid empfinden hieß;
Mir auch niemals ihre Gunst erlauen,
Noch mich jemals Laune dulden ließ;
Die mir tausend frohe Stunden schenkte:
Denn ihr Umgang war der Reize voll,
Und selbst dann, wann mich ein Leiden kränkte,
War mir doch an ihrer Seite wohl!

O du, meine Freundinn, meine Schwester!
(Denn du liebtest mich ja schwesterlich,
Und auch Blutsverwandtschaft hätte fester,
Inniger mich nie geknüpft an dich!)
Bruder-Thränen sind's, die ich dir weine;
Als dein Geist dem Staube sich entrang,
Da zerbrach der ird'schen Ketten eine,
Die so fest den meintgen umschlang.
Ueberall steht's meinem innern Blicke

Freundlich da, dein angenehmes Bild!
Füllt die überall empfundne Lücke:
Doch, sie bleibt mir ewig ungefüllt!
Dort, wo ich so gern im Stillen weile,
Wo ich oft, seit deinem Tode, saß,
Und des Eitlen Trug, des Lebens Eile,
Und der Zukunft hohen Zweck ermaß;
In den einst mit dir besuchten Haynen —
O sie sind mir traurig-angenehm! —
Ist mir oft, als sähe ich dich erscheinen,
Säße dir zur Seite, wie vordem,
Und als faßtest du mit sanfter Rechte
Bey der Schulter, bey der Hand mich an;
Wie du sonst, daß ich mich freuen mögte,
Liebreich mich ermunternd, oft gethan.
Wenn mit ihren tausend Lieblichkeiten
Gottes Schöpfung mein Gemüth erquickt:
So gedenk ich der verschwundnen Zeiten,
Da ich sie mit dir zugleich erblickt;
Und, so oft ich von geliebten Höhen
Nach den Oertern, die uns Lust verliehn,

Ringsumher gerührt mich umgesehen,
Sucht zuletzt mein trüber Blick auch ihn!
Jenen Tempel, deine Ruhestäte,
Und der Schwermuth heiligstes Revier,
Wo so manchmal ich dein Grab betrete,
Und beklommen seufze: Hier! — ach hier!

Wenn die Nacht mit ihrer schwarzen Hülle
Den entschlafnen Erdkreis nun bedeckt;
Wenn sich Stille, wie des Grabes Stille,
Ueber dieses weite Grab erstreckt,
Und ich mich umsonst nach Ruhe sehne;
O so stellt sich, traurig, wie sie war,
Oft noch jede tiefbewahrte Scene
Deines Abschieds meiner Seele dar!
Ach, ich saß bey deinem Lager, sahe,
Wie der Tod so weite Schritte nahm,
Und bald deinem kostbarn Leben nahe,
Und noch näher und ganz nahe kam.
Kürzer ward dein Odem, zu gerrinnen
Fing dein Blut an, kalt bethaut verblich

Stirn'

Stirn' und Wange, mit erstorbnen Sinnen
Lagst du Theure — da verließ ich dich! —
Doch, noch eh ich dich verließ, entglühte
Meine Brust, und, vor Betrübniß krank,
Sagt' ich dir für alle deine Güte
Meinen letzten — unvernommnen Dank.
Ach ich sah ein trauriges Gewirre
Drauf um deinen Leichnam her entstehn;
Sah des mütterlichen Grames Dürre
Lechzend, nur um eine Zähre, flehn;
Sah, wie sehr der edle Greis, dein Gatte,
Für sich selbst und seine Wayfen litt,
Welchen Schmerz er zu bestreiten hatte,
Wie er, ungern tapfer, ihn bestritt;
Sah, wie deine Schwester, die Getreue;
(Denn sie war's! Sey dieß ihr Ruhm, ihr Stolz!)
Bald nur Seufzer hatte, bald aufs neue
Glücklicher in Thränen nur zerschmolz:
Fühlte deiner ältern Kinder Klagen,
Die sich itzt auf ihrer Jugend Bahn
Allzufrüh beraubt, mit bangem Zagen,

Deiner

Deiner Leitung, deiner Obhut sahn;
Da die Kleinsten in der Unschuld spielten,
Und nur sahn, daß ihre Mutter schlief,
Aber nicht verstanden und nicht fühlten,
Wie so tief! wie unerwecklich tief!

Gott! Als sie nun schlug, die finstre Stunde,
Der Verwesung in den kalten Schoos
Dein Gebein zu senken; nun die Wunde
Jedes Herzens stärker sich ergoß;
Als mit trostlos klagender Geberde,
Nie zuvor mit gleichem Weh bekannt,
Itzt die liebe, mutterlose Heerde,
Wie betäubt, vor deinem Sarge stand,
Und die Güte, die bisher sie führte,
Ihr gehabtes, ihr verlornes Glück,
Sie beym letzten Anschaun zehnfach rührte;
Als man, was bis diesen Augenblick,
Noch des theuern Restes zu geniessen,
Unsre karge Zärtlichkeit verschob, —
Als man, ihn auf ewig zu verschliessen,

Itzt den fürchterlichen Deckel hob,
Und nun ſtrömend Aller Thränen floſſen —
Gott! da hätte dein gebeugter Freund,
Dich zu wecken, gern ſein Blut vergoſſen,
Und vor Freuden in ſein Blut geweint!
Hätte dich den Deinigen erhellet,
Es geſehn, wie ſie ſich dir genaht!
Und mein Geiſt wär froh emporgeeilet
Auf den Schwingen einer groſſen That! — —

Und ſo mußte ſchon in Todes-Schatten
Dein ſo heitrer Mittag übergehn?
Fruchtlos ſeyn der Mutter und des Gatten
Und der Schweſter und der Kinder Flehn?
Und der Freunde, deren Herzen brannten?
Und das Mitflehn einer ganzen Stadt?
Denn wo war von allen, die dich kannten,
Einer der nicht um dein Leben bat?
Und doch hätte billig, dir zum Lohne
Deiner Tugend — wähnen wir gerührt —
Einſt dich noch des Alters Silber-Krone,

Wie zuvor der Schönheit Kranz, gezieret;
Und du hätteſt von den werthen Sproſſen,
Deren Blüthen du ſo wohl gepflegt,
Auch der edlen Früchte noch genoſſen,
Welche künftig deren jede trägt.
Doch, nicht den geringern Lohn, den größten
Hat bereits dein Gott dir zuerkannt,
Und indeß, um unſern Gram zu tröſten,
Uns die holde Hoffnung hergeſandt.
Hemmet, ſprach ſie, hemmt die bittern Zähren
Um die Theure, die vor euch erblich:
Denn nicht ewig wird die Trennung währen;
Aber Gottes Huld währt ewiglich!
Er, die Liebe ſelbſt, er kränket nimmer
Ohne weiſen, väterlichen Grund;
Und er trennet zwar, doch nicht auf immer,
Einer frommen, treuen Liebe Bund.
Einſt wird euer Daſeyn ſich verjüngen!
Dann, dann werdet ihr ſie wiederſehn,
Die Unſterbliche verklärt umringen,
Und der Vorſicht gnäd'gen Rath verſtehn!

Dann.

Dann, dann ſchaut ihr mit unnennbarn Freuden
Noch zurück auf das verlaßne Grab,
Und preiſt den Allgüt'gen, daß es Leiden,
Daß es Tod und herbe Trennung gab!

Einleitung.

Moritz und Wilhelm, beyde nicht edel von Geburt, aber edel von Seele, waren die innigsten Freunde von ihrer lallenden Kindheit an. Sie hatten stets gemeinschaftlich gespielt und gelernt, zu gleicher Zeit die nemliche hohe Schule besucht und wieder verlassen, und so einige zwanzig Jahre lang in einer fast ununterbrochnen Verbindung mit einander gelebt. Einige Verschiedenheit gab es zwar in ihrer Gemüthsart; doch mehr nicht, als um durch einen sanften Contrast sich einander desto interessanter zu werden. Moritz hatte etwas ernsthaftes, stetiges, sanftes in seinem Wesen; und sein Lieblingsstudium war die Philosophie. Diese trieb Wilhelm, der an der Naturgeschichte vorzüglich Geschmack fand, nur ziemlich beyher; gleichwohl mochte er mit seinem Freunde gerne über

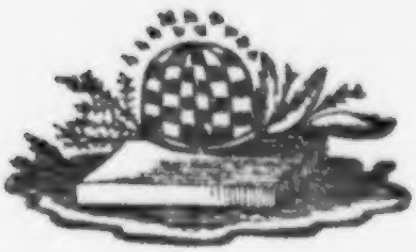
allerley Gegenstände disputiren; doch, ihm zum Ruhme sey es gesagt, ohne Heftigkeit und ohne Rechthaberey. Auch deswegen liebte ihn Moritz; weil er so im Umgange mit ihm, häufig Gelegenheit fand, seine Ideen mitzutheilen, und sie schon dadurch, noch mehr aber durch Hebung der aufgeworfnen Zweifel von allen Seiten besser zu entwickeln. Wilhelm war übrigens, wie sein Freund, gutmüthig, offenherzig, theilnehmend; aber zugleich auch, was dieser nicht war, etwas leichtsinnig und von lustiger Laune, oft sogar bis zu einiger Ausschweifung. Traf es sich dann, wie es sich doch, zum Glücke für ihn, nur selten traf, daß ein etwas wichtiger Unfall ihn in dieser Laune störte: so konnte er vor Ungeduld oder Schmerz leicht außer sich gerathen. Seine Leidenschaft war dann eine auflodernde Flamme, die zwar bald genug wieder erlosch; aber doch in dem Augenblicke des Auflodens gefährliche Wirkungen drohte. Auch besaß Wilhelm eine Wißbegierde, die nicht größer seyn konnte, und von Jugend auf hegte er den lebhaftesten Wunsch, wo möglich, ein zweyter Tavernier zu werden. Einigermaßen war ihm sein Wunsch gewährt worden. Denn seit fünf Jahren hatte er, als Begleiter eines vornehmen jungen Herrn, die Wollust genoßen, eine langsame

ſame Reiſe durch die meiſten Länder von Europa zu machen. Jetzt war ſie geendigt, und er kehrte mit einer guten Penſion und mit einem Reichthume von nützlichen Kenntniſſen in ſein Vaterland und in die zärtlichen Arme ſeines beſten Freundes zurück. Nie hatte er mehr Urſache gehabt, froher Seele zu ſeyn, und nie war er es mehr geweſen. Aber auch nie hatte er bisher ein ſo herbes Leiden erfahren, als welches eben jetzt ſeine ganze herzliche Freude verderben ſollte. Seine einzige Schweſter, und, außer einem betagten Oheime, das einzige Geſchöpf, welches ihm von Bluts wegen verwandt war — denn ſeine Eltern hatte er nicht mehr kennen gelernt — Dieſe Schweſter, die er mit einer ungetheilten und daher äußerſt feurigen Zärtlichkeit liebte, war geſtorben, und nur wenige Stunden vor ſeiner Ankunft erhielt Moritz die traurige Nachricht in einem Schreiben des Oheims, bey dem ſie auf dem Lande gelebt hatte. Moritz, der ſeinen Freund kannte, der es ohnehin wußte, daß dieſer bald nach ſeiner Zurückkunft den Oheim und die theure Schweſter beſuchen wollte, war in nicht geringer Verlegenheit. Er fand es nicht rathſam, ihm ſogleich und ohne weitere Vorbereitung kund zu machen, was er ihm doch auch nicht lange verbergen

durfte. Er entwarf sich indessen einen Plan. Erst gönnte er ihm einen vollen Tag zur Erholung von seiner ermüdenden Reise und zum Genusse des Vergnügens, welches er, nach einer so langen Abwesenheit, in seinem Geburtsorte und in dem Cirkel seiner alten Bekannten nothwendiger Weise empfunden haben müßte; wäre er auch von Natur weniger zur Freude gestimmt gewesen. Nur so viel ließ er sich vor der Hand gegen Wilhelm merken, daß seine Schwester sehr kränklich wäre; gab ihm nachher auch einige ältere Briefe des Oheims zu lesen, die schon etwas mißlich lauteten. Doch darauf achtete der leichtmüthige Jüngling eben nicht sehr; der süße Taumel seines Herzens gab es nicht zu, und von Gefahr ließ er sich noch nichts träumen. Moritz überließ sich indessen sichtbar genug einer Schwermuth, wozu er außerdem noch einen Grund hatte, der ihn selbst zunächst anging. Diesen sollte sein Wilhelm vorläufig erfahren, und dadurch erst gebeugt werden, damit er sanfter zu Boden geworfen würde. Auch wollte er, ehe dies noch geschähe, ihm, so zu reden, einen Pfühl unterlegen; indem er sein Gemüth nicht blos mit Schwermuth, sondern auch mit tröstlicher Hofnung erfüllte. In dieser Absicht führte er seinen Freund, dem jetzt nachgerade Moritzens

Trüb-

Trübſinn auffallend ward, den dritten Tag nach ſeiner Ankunft nach einem abgelegnen, zu der zwiefachen Entdeckung gleichſam eingeweihtem Orte, und — nun leſe man weiter!



Wir werden uns wiedersehen.

Moritz. Wilhelm.

Moritz. Hier, mein Wilhelm! Hier wollen wir ausruhn! Und hier nochmals willkommen in deiner Heymath! (Er umarmt ihn) Nun setze dich hieher. Du siehst, die Natur hat diesen Sitz gerade für zwey, die sich lieben, mit ihrem weichsten Moose bepolstert; und ich habe lange genug einsam darauf gesessen. Denn während deiner Abwesenheit — — (seufzend) O es waren mir fünf lange Jahre, Wilhelm!

Wilhelm. Glaube nur, liebster Moritz, du hast mir auch immer gefehlt. Ich habe des Vergnügens nicht wenig gehabt, es ist wahr! aber, mein Herz war zu sehr an dich gewöhnt; es schmachtete nicht selten, wenn meine Neugierde

gierde schwelgte, und etwas, wie Heimweh, mischte sich in alle meine Ergötzungen. Sonst würde ich in der That vollkommen glücklich gewesen seyn; und das soll nun einmal kein Sterblicher. Indessen war es immer mein Trost, daß ich doch am Ende alle gesammelten Kenntnisse dir mitzutheilen, alles genoßne Vergnügen mit dir noch einmal zu genießen hoffte. — Je nun! Obs denn fünf Jahre oder so viel Tage waren! Sie sind vorbey! Und schon die Wonne des Wiedersehens — nicht wahr, liebster Moritz? — schon die ist Vergeltung genug für den Schmerz einer so langen Trennung;

Mor. (nachdrücklich) Die Wonne des Wiedersehens! Ja, ja!

Wilh. So laß uns ihrer denn auch recht geniessen. Es war ein guter Einfall von dir, daß wir so allen Störungen ausgewichen sind, um ruhig mit einander von Dingen reden zu können, die uns beyde am meisten interessiren. Der Ort hier ist ungemein schicklich dazu.

Mor. Der schicklichste unter allen! und der heutige Tag ist es auch!

Wilh. Er könnte nicht milder und angenehmer seyn! Mich wundert nur, daß hier zu Lande schon alles so voller Laub und Blüthen ist. (Ueberlegt) Wenn ich ein großer Herr wäre; so

würden die hiesigen Dichter die schönste Gelegenheit haben, mir ein Compliment zu machen. Die Natur, könnten sie sagen, sey zu meinem Empfange so geeilt. Dichterisch genug wäre der Einfall, aus der Natur eine Hofdame zu machen. Doch würden sie freylich auch nicht die ersten seyn, die ihn hätten. Aber, wie bin ich denn recht daran? Sind wir wirklich noch im April? oder haben wir schon den ersten May? Ich glaube fast.

Mor. Den ersten May! ganz recht! Wir wollen ihn mit einander feyern, mein Lieber, wie man heilige Tage feyert. Er ist es werth, und der Tag meiner Geburt wird mir künftig nicht heiliger seyn, als dieser!

Wilh. Nein wirklich? Meiner Heimkunft wegen?

Mor. (In Gedanken) Freylich!

Wilh. Wie glücklich bin ich, einen solchen Freund zu haben. — Aber, ich bitte dich! Was soll diese empfindsame Miene? dieser hinstarrende Blick?

Mor. (Noch so) Allerdings!

Wilh. Allerdings? Grillenfänger, du träumst! Ueberhaupt ist etwas in deinem Wesen, das mich befremdet; ein gewisser Tiefsinn, von dem ich nicht weiß, ob er Weisheit oder Thorheit bedeute.

bedeute. Du ſiehſt leibhaftig aus, wie ein armer Corydon, dem ſeine Galathee untreu geworden. Hörſt du nicht?

Mor. Verzeihe mir, Wilhelm, ich habe nicht Acht gegeben.

Wilh. Und woran denn gedacht?

Mor. Soll ich dir's ſagen? An Tod und Grab!

Wilh. Da haben wir's! Wie kömmt denn aber der Gedanke an Tod und Grab hieher? das möcht' ich wiſſen.

Mor. O, der iſt allenthalben in der Nähe. Selbſt mein gegenwärtiges Glück, dich wieder zu haben, erinnert mich an unſere langwierige Trennung, und dieſe — an die noch weit längre, und doch unvermeidliche!

Wilh. An ſich nicht übel! Nur heute, deucht mir, ſollten unſre Ideen eine angenehmere Wendung nehmen. Ich wenigſtens bin zu Klagen und Nachtgedanken gar nicht geſtimmt; die ſchicken ſich zu meiner jetzigen Laune, wie Waſſer zum Feuer. Sie gehören ohnedies mehr in düſtre Zimmer, als in eine ſo reitzvolle, ſo lachende Gegend.

Moritz. Eben dieſe Gegend, mein Freund —

Wilh. In Wahrheit! ſie iſt vortreflich. Welch ein prächtiger See, mit alle dem ſchwimmenden

und schwebenden Gefluͤgel! Wie herrlich an dieſer Seite des Ufers die lang hingedehnte Stadt! Und an jener Seite — welch ein bezauberndes Gemiſch von Hoͤhen und Tiefen, von Doͤrfern und Waldungen! Mir iſt, als haͤtt' ich in meinem Leben keine ſchoͤnere Ausſicht gehabt, und ich begreife kaum, wie man bey einem ſolchen Anblicke melancholiſche Gedanken hegen koͤnne; und noch dazu an der Seite eines vergnuͤgten Freundes.

Mor. Aber im Ernſte, Wilhem; findeſt du noch ſo vielen Geſchmack an den Reizen dieſer Landſchaft?

Wilh. Ob ich noch finde? Warum noch? Zweifelſt du denn daran?

Mor. Du warſt von jeher ein ſo großer Liebhaber des Romantiſchen, und du haſt deine Blicke nun ſchon ſo lange an den Herrlichkeiten jener Gegenden geweidet; biſt ſo oft in jenen Paradieſen umher gewandelt, wo die Natur auch die reichſte Einbildungskraft der Dichter an Lieblichkeit uͤbertreffen ſoll. Deswegen war mir zuweilen bange, du moͤchteſt durch dergleichen Scenen zu ſehr verwoͤhnt, ihre Manier in deinem Vaterlande zu alltaͤglich, zu proſaiſch finden. Mir deſto lieber, wenn ich unrecht hatte.

Wilh.

Wilh. Du hatteſt auch wahrlich unrecht! Es würde nun freylich die Landſchaft nicht verſchlimmern, wenn ſich auf jene Anhöhen noch der Gipfel des Gotthards, oder ſonſt ein überflüßiger Felſen der Schweitz hinzaubern lieſſe. Das Uebrige würde ſich dann um ſo viel ſchöner ausnehmen. Aber auch ſo dünkt mich dieſes Land das ſchönſte unter der Sonne.

Mor. Weil es dein Vaterland iſt.

Wilh. Eben deswegen. Hier empfing ich mein Daſeyn; dies ſind die Gegenſtände, die mich zuerſt mit mir ſelbſt und mit der Welt bekannt machten; hier genoß, ich ſo viel ſanfte, unſchuldige, unverkümmerte Freuden, die erſten meines Lebens; und, was noch das wichtigſte iſt, hier befinden ſich meine älteſten Freunde, mit denen ich mich aus den Kinderjahren heraus ſpielte.

Mor. Koſtbare Erinnerungen! und deſto koſtbarer, je gröſſer der Unterſchied zwiſchen itzt und vormals! Dir alſo erregt es keine Wehmuth, wenn du an deine harmloſe Kindheit zurück denkſt?

Wilh. Weswegen denn auch?

Mor. Freilich wohl! Es iſt noch beſſer, ein glücklicher Jüngling zu ſeyn, als ein froher Knabe. Hätten aber drückende Sorgen dich deines frohen Muthes beraubt; wäre der jetzige

Zuſtand

Zuſtand deines Gemüths das gerade Widerſpiel von dem, womit du, als Knabe, auf jener Wieſe den Ball ſchlugeſt, oder in dem Gehölze dort den Soldaten machteſt: ich wette, der Anblick dieſes Gehölzes und jener Wieſe würde dich manchen Seufzer, zuweilen auch wohl eine Thräne koſten.

Wilh. Ja dann! Dann wäre es ſehr natürlich.

Mor. Nun, ſo verzeihe mir, und wundre dich nicht, daß ich an deiner Seite Schwermuth pflege. Alles, alles erinnert mich heute an den Verluſt einer Glückſeligkeit, die ſo groß, ſo unendlich reichhaltiger war, als die Glückſeligkeit eines Kindes! Dieſer Hügel — O Wilhelm! Ich habe dich nicht umſonſt hieher geführt. Hier genoß ich einſt der ſeligſten Stunde meines Lebens, und noch hat jeder Grashalm auf dieſen Bäumen für mich etwas heiliges.

Wilh. Wie? Moritz!

Mor. Auch kann ich dich heute noch zu einem andern Hügel führen, wo ich die bitterſten, und doch auch die ſüßeſten Thränen, ſeit meinem Daſeyn geweint habe, und der, ſo oft ich ihn ſehe, noch allemal ſtärker auf mich wirkt, als ſelbſt die erhabenſte Scene der Natur vermöchte.

Wilh. Nun?

Mor. Es iſt ein kleiner, armſeliger Hügel,

nur mit Wermuth und gemeinem Graſe bewachſen.

Wilh. Nun denn?

Mor. Ein Grabhügel?

Mor. Und darunter?

Mor. Das größte Kleinod meines Lebens, meine Geliebte!

Wilh. Deine Geliebte? Und wer — ich ſcheue mich, darnach zu fragen — wer war ſie denn?

Mor. Deine Freundinn, Wilhelm; eben die Grazie, deren Harfenſpiel und Stimme dich ſo oft bezaubert haben.

Wilh. Gott, was ſagſt du? Karoline Dallmuth?

Mor. War ſie nicht eine Grazie? War ſie nicht?

Wilh. Wie? Karoline Dallmuth?

Mor. Hat auch einſt auf Erden gelebt!

Wilh. Und lebt nicht mehr? Nein Moritz, ſage mir recht.

Mor. Meynſt du, ich würde ſo ſcherzen?

Wilh. So haſt du geſtern geſcherzt. Auf meine Nachfrage gabſt du ja vor, ſie wäre bey meiner Schweſter. Wie reime ich das?

Mor. Ach! — Es war ſo eigentlich nicht gemeynt, Wilhelm.

Will. Karoline Dallmuth! die schöne, holdselige Kreatur! Meine liebste Freundina; — Gott, welch eine Nachricht! Ich kann dir nicht sagen, wie sehr sie mich schmerzt. — Ich denke mir und dem lieben Mädchen eine rechte Freude zu machen; bringe ihr da eine auserlesne Sammlung welscher Musicalien mit, und stelle es mir schon recht lebhaft vor, wie sie uns vorspielen und vorsingen wird — und sie ist todt! Aber um des Himmels willen! was hat sie denn so dahin gerafft? Sie war ja so gesund! Sie blühte ja, wie eine Rose!

Mor. Und war auch so zart, wie eine Rose! Erkältung nach einem Tanze war die unglückliche Ursache! Drey Monate hindurch sah ich sie allmählich hinwelken, und endlich — —.

Will. Vermaledeytes Tanzen! Das hat schon so manche blühende Jugend vernichtet! — Warum tanzte sie auch!

Mor. Es war Ball, lieber Wilhelm. Sie konnte nicht gut umhin, und — sie tanzte so herrlich!

Will. Ach, was hilft es, wenn man sich noch so herrlich ins Grab tanzt! Sie hätte doch vorsichtiger seyn sollen. Sie wird sicher der Sache zu viel gethan, und dann kalt darauf getrunken haben.

Mor.

Mor. Beydes nicht! Ein schneidender Zug, wind holte sie plötzlich durch. — Es war nicht ihre Schuld! Es war Verhängniß!

Wilh. Ein sehr trauriges! — Und das hast du mir bis diesen Augenblick verhelt?

Mor. Um es dir hier zu sagen. Hier, wo ich ehmals das erste Geständniß der Liebe von ihr eingetauscht, den ersten Kuß auf ihre Lippen gedrückt habe; und wo seitdem das theure Mädchen so oft neben mir gesessen, — auf eben der Stelle, Wilhelm, die du einnimmst.

(Wilhelm steht auf, betrachtet die Stelle einige Augenblicke und weint.)

Siehst du, auf diesen geweihten Boden wollt' ich am liebsten deine Thränen um sie hinabträufeln sehen, in dieser Einsamkeit deiner theilnehmenden Betrübniß ungestört genießen. — Und dann! Es ist heute gerade ein Jahr, daß sie starb! der erste May war ihr Todestag!

Wilh. So früh! So früh mußte sie ihrer beweinten Rosalie ins Grab folgen? — O es tönt mir noch in den Ohren, das Ruhe sanft, das Gute Nacht, welches sie ihr so oft, so wehmüthig nachsang! Ich sehe sie noch vor mir sitzen, in dem aschgrauen Kleide mit rothen Schleifen! Ja wahrhaftig, Moritz; du hast Recht! Sie war

eine

eine Grazie! Ewig Jammer um eine Schönheit und Tugend, wie die ihrige.

Mor. Guter Wilhelm! Schönheit ist kaum eines Seufzers werth, und ihre Tugend? — ihre Tugend starb nicht!

Wilh. Für uns doch gewissermaßen.

Mor. Beym Himmel nein! Für mich nicht!

Wilh. Geht's aber bey alledem nicht wunderlich zu in der Welt? So mancher Schurke wird ein Greis! so manches alberne Weib prangt mit grauen Haaren! Und eine so edle Seele —

Mor. Gefiel Gott wohl! Darum eilte er mit ihr aus diesem Leben.

Wilh. Ach verzeihe mir Gott! Die Menschheit verliert nur allzuviel an solchen Seelen. Je vortreflicher sie sind; desto länger sollten sie billig unter uns, als Muster, glänzen. — Armer Freund! Was hat dir nun die kurze Verbindung mit ihr geholfen? Nichts! Je glücklicher du warst, desto unglücklicher bist du nun.

Mor. Du betrügst dich, wenn du das meynst. Meine Schwermuth, wenn sie ja den Namen verdient, ist nicht von jener drittischen Art; sie verträgt sich mit jeder stillen Freude und ist selber Wollust. Zwar, im Anfange fühlte ich meinen Verlust aufs bitterste. Allein, ich erwog, und ward beruhigt. Jetzt bin ich mit meinem

Schö-

Schöpfer zufrieden, und, seitdem die Wunde nur ein wenig ausgeblutet, ist mir diese Zufriedenheit keine lästige Pflicht mehr. — Was mir die kurze Verbindung mit ihr geholfen, frägst du? Sehr viel! Ich fühle es, Freund, ich bin edler geworden durch unsre Liebe. Ihr Tod selbst hat einen so mächtigen, so wohlthätigen Einfluß auf meinen Charakter gehabt, als vielleicht ihr längerer Umgang nicht gehabt haben würde. Kurz, ich habe an Tugend gewonnen, was ich an vergänglicher Wonne verloren habe; und dieser Gewinn ist mir doch am Ende unendlich mehr werth, als alle die süßen Zärtlichkeiten, womit sie mich ein langes Leben hindurch hätte berauschen können. Und ich sollte gegen die Vorsehung murren; die vielleicht — nein, nicht vielleicht — die ganz gewiß nach einem höchstgnädigen Plane mit uns beyden gehandelt hat? — O meine verklärte Freundinn, (indem er seinen Demant-Ring betrachtet) dann würde ich deines kostbaren Vermächtnisses unwerth seyn.

Willy. Der Ring da? O laß mich ihn darauf ansehn.

Mor. Er ist von ihr, und alle Gruben beyder Indien würden mir ihn nicht bezahlen. Gleichwohl ist er nur Zugabe, nur Siegel des wahren Vermächtnisses, welches ich

hier aufbewahre. Ihre letzten Worte meyn' ich, ihren Abschied von mir. Schon damals, als sich ihre schleichende Krankheit äusserlich noch kaum verrieth, und sie sich gleichwohl einer geheimden Ahndung, mir entrissen zu werden, nicht mehr erwehren konnte, nahm sie oft Gelegenheit, mich um meine Meynung vom Zustande des künftigen Lebens zu befragen, und ob man sich dort wiedersehen, ob dort das zärtliche Band, welches der Tod zerrissen, wieder geknüpft werden möchte. Die gütige Seele! Ihre Absicht war, mir davon eine recht lebhafte Ueberzeugung, und so zum voraus eine Quelle des Trostes zu verschaffen. Es gelang ihr. Mit welcher Begeisterung blickte ich in die Zukunft, bevor ich die drohende Gefahr entdeckte. Aber dann ward mein gramvolles Herz oft mistrauisch gegen die Einsichten meines Verstandes; oder vielmehr, es hatte selten Ruhe genug, um auf jene zu achten. Desto geschäftiger war Karoline, mich zu beruhigen. Du weißt, sie besaß einen so festen Charakter, als man ihn bei einer so zarten Bildung nicht hätte vermuthen sollen. Noch wenige Stunden vor ihrem Tode, als ich in stummer Betäubung, und mit dem starren Blicke der Verzweiflung vor ihrem Bette da saß, faßte sie mich zärtlich bey der Hand, und bat mich, nicht allzutraurig

zu

zu seyn. Unsre Liebe, sprach sie, war nicht vergeblich! Wie könnte das unser allgütige Schöpfer wollen? Nein, nein, lieber Moritz, wir sehen uns wieder, und vielleicht bin ich der erste selige Geist, der dich künftig umarmen wird. Drauf gab sie mir diesen Ring, und bat mich, so oft ich hieher ginge, ihn allemal am Finger zu haben, und mich dann unsrer Liebe und unserer gemeinschaftlichen Hoffnung zu erinnern. — O liebster Wilhelm! Dereinst! Wir werden dereinst uns wiedersehen! wieder mit einander glücklich seyn! Eine trostvolle Wahrheit!

Wilh. Zum wenigsten ein sehr natürlicher Wunsch! Wir hegen ihn alle.

Mor. Schon Grundes genug, denke ich, ihn nicht für vergeblich zu halten. Meynst du nicht auch?

Wilh. Ey nun! Ich hoffe mit dir. Man hofft ja so gerne, was man wünscht.

Mor Und so oft vergebens!

Wilh. Leyder nur zu oft!

Mor. Also auch hier vielleicht! Nicht wahr? — Du sprichst da aus einem Tone, als trautest du deinem Wunsche nicht; als hättest du Zweifel, ob ihn Gott erhören werde.

Wilh. Ich wüßte eben nicht. Und, wenn ich ihrer nun hätte: sollte ich sie dir entdecken?

Es würde ja grauſam ſeyn, wenn ich dir einen ſo koſtbaren Troſt verderben, dir gleichſam das Pflaſter von der Wunde reiſſen wollte.

Mor. Es klebt viel zu feſt! der Verſuch wäre nur umſonſt!

Wilh. Wenn auch; ſchon der Verſuch müßte dir wehe thun. Vielmehr gebe ich es gerne zu —

Mor. Nein, Wilhelm, keine Gefälligkeit! kein bloßes Zugeben! Ich gönnte dir meine Ueberzeugung; um deiner eignen Ruhe willen gönnte ich ſie dir. (Seufzend) Denn auch dir könnte ja über kurz oder lang eine Wunde geſchlagen werden, welche dieſes heilſamen Pflaſters bedürfte.

Wilh. So eben ward mir ja eine geſchlagen! Wenn ich aber auch dich noch, auch meine Schweſter noch bald verlieren ſollte — Nein! Das wolle Gott nicht! — Ach! Ihr beyde ſeyd mir ſo ganz ans Herz gewachſen! Und auch dort möchte ich ſo gern euer Freund, euer Geſellſchafter ſeyn, der ich es hier war. Gib mir alſo, wenn du kannſt, die Gewißheit, daß ich es werde. Es zu hoffen, iſt etwas überaus angenehmes; aber doch nur gehofft, gemuthmaßt; und um Muthmaßungen iſt es doch immer nur ein mißliches Ding.

Mor.

Mor. Nicht immer! Was auf ſo ſichern Gründen beruhet, unſern zuverläſſigſten Begriffen von Gott und unſrer eignen Natur ſo gemäß iſt, als die Hoffnung des Wiederſehens, — nenne es immerhin gemuthmaßt; für uns iſt es Wahrheit.

Wilh. Viel geſagt!

Mor. Deſto beſſer, wenn nur mit Grunde geſagt. Denn, ſollte das nicht Wahrheit für den Menſchen ſeyn, was in dem Syſtem aller ſeiner übrigen Begriffe und Einſichten einen feſtern Zuſammenhang, deſſen Gegentheil aber eine Lücke in demſelben hervorbringt! oder rechneſt du etwa jene Hoffnung unter die abgeſchmackten Märchen einer aberwitzigen Phantaſie, mit welchem die Vernunft nichts zu ſchaffen hat?

Wilh. Nicht doch! Nur iſt die Frage, ob hier die Vernunft entſcheiden, ob ſie Gewähr leiſten könne. Dieß, dächte ich, käme nur der Offenbarung zu; und, meines Wiſſens, gab die uns darüber keine Verheiſſung.

Mor. So ganz ausdrücklich wohl eben nicht. Inzwiſchen lehrt ſie doch eine Auferſtehung, ein Weltgericht; redet von Schaaren der Gerechten, die um den Thron des Höchſten verſammelt ſind; gibt Gleichniſſe, worin eine fortdauernde Be-

kanntſchaft zum Grunde gelegt wird, u. ſ. w. Lauter Winke, die gar nicht zweydeutig —

Wilh. Aber doch für den Wunſch eines Liebenden viel zu unbeſtimmt, viel zu allgemein ſind.

Mor. Immer ſchon hinreichend, denk ich, unſre Hoffnung zu rechtfertigen, zu beſtätigen. Doch davon lieber ein andermal, wenn wir das heilige Buch zur Hand haben.

Wilh. Nun gut! Was ſagt alſo die Vernunft dazu? Wie ſteht es um die innre, eigenthümliche Wahrſcheinlichkeit jener Hoffnung? Rede, lieber Moritz! Wenn er hier zugegen iſt, der Geiſt unſrer Karoline; o ſo wird er dir gerne zuhorchen.

Mor. Der Geiſt meiner Karoline! Ach Wilhelm! Wie war er doch ſo edel, ſo liebenswürdig! Mit welchen Kräften, welchen Vollkommenheiten begabt! Wie ſtrebte er doch mit ſo raſchem Erfolge immer vorwärts! Und dennoch! — Dennoch ſchien er im Tode zu vergehen!

Wilh. Dank ſey es der Offenbarung! Der Schein kann uns nicht mehr täuſchen.

Mor. Ja, wir ſind ihr freylich den größten Dank ſchuldig, daß ſie uns durch ihr Zeugniß ſo gänzlich beruhigt hat. Geſetzt nun aber, ſie hätte der Unſterblichkeit nie mit einer Sylbe gedacht

dacht; hätte der unmündigen Vernunft keinen andern Unterricht je ertheilt, auſſer den: Gott ſey die Liebe; In allem, was er thue und anordne, ſey lauter Weisheit und Güte, und Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe der Zweck von allem. Was würde dann die Vernunft uns von dieſem Gott erwarten heiſſen, ewigen Tod oder ewiges Leben?

Willy. Unſtreitig das letztere. Auch dann würde ſie reden, wie ſie durch den Mund ihres Moſes geredet hat. Sein Phädon! Das dritte Geſpräch inſonderheit! — Wohl zehnmal habe ich es geleſen, und ich kann dir nicht ſagen, mit welcher Wolluſt, welcher Ueberzeugung.

Mor. Aber mein Freund, das Herz glaubt ja ſo gerne, was es wünſcht. War ihm zu Gefallen nicht etwa dein Verſtand zu leichtgläubig?

Willy. Hier gewiß nicht! Die Wolluſt, die ich empfand, hatte ihren Weg zum Herzen durch den Verſtand genommen. Sie entſtand erſt aus der Ueberzeugung.

Mor. Ich glaub es dir gerne. Die Vernunft kann auch den Gedanken der Vernichtung eben ſo wenig ertragen, als das Herz. Und mit dem Betruge, den ihr das Herz ſpielen könnte, hat es ſo leicht auch keine Gefahr. Es

ist selber nur kleingläubig, wo es etwas so wichtiges gilt. Schon der trügliche Anschein, die Schrecknisse des Grabes, unsre Unbekanntschaft mit dem Wie einer künftigen Existenz können es irre machen. Die Vernunft hingegen spottet des allen, und, voll jener ewigen Grundwahrheit, findet sie selbst in der Furcht vor dem Tode eine Verheissung der Unsterblichkeit.

Wilh. O gewiß! Selbst in der Furcht vor dem Tode!

Mor. Nun denn! Und in den Quaalen der Trennung? Warum sollte uns denn hier der Schein täuschen? Warum sollte die Vernunft dieses Labsal für die schmachtende Liebe, die Hoffnung des Wiedersehens, nicht aus eben der Quelle schöpfen, aus welcher sie den Trost der Unsterblichkeit schöpft, und welches die Quelle unsers Daseyns und aller unsrer Glückseligkeit ist, — der Güte Gottes? Es hat damit die gleiche Bewandniß, oder ich müßte mich durchaus betrügen.

Wilh. Die gleiche Bewandniß? Sollte es wohl?

Mor. Sollte es nicht?

Wilh. Laß mich lieber noch ein wenig zweifeln, um nachher desto fester zu glauben. Was die Unsterblichkeit betrifft — ja, die steht mit allen

allen übrigen Begriffen, die wir von dem Charakter unſers Urhebers haben, in einer nothwendigen Verbindung, gegen die ſich nichts geſundes einwenden läßt. Glückſeligkeit war der Zweck der Schöpfung, und kann nicht aufhören, es zu ſeyn. Ohne Daſeyn aber iſt keine Glückſeligkeit möglich; mithin iſt die Vernichtung unſrer Seele in klarem Widerſpruche mit Gottes Güte, da doch unſre Fortdauer nie unmöglich werden kann. Unſterblichkeit iſt uns alſo gewiß! Hingegen —

Mor. Gut! Iſt es denn Gott nur um die Menge der Glücklichen zu thun? nicht auch um das Maaß ihres Glücks? Er will alle mögliche Geſchöpfe, nicht auch alle mögliche Glückſeligkeit dieſer Geſchöpfe?

Willh. Das bedarf keiner Frage. Seine Güte iſt unendlich!

Mor. Auch ſeine Weisheit! Keinen Trieb, keine Fähigkeit hat ſie umſonſt gemacht; ſie, die kein überflüſſiges Stäubchen ſchuf.

Willh. Eine ausgemachte Wahrheit. Wenn es nur eben ſo erweislich iſt, daß unſre künftige Glückſeligkeit, um die vollkommenſte zu ſeyn, unſern gegenwärtigen Begriffen von ihr entſprechen müſſe. Wie? wenn es ſich anders damit verhielte? Vielleicht — denn, bei aller Partheylichkeit gegen mich ſelbſt, darf ich doch eine

solche Voraussetzung nicht ungeprüft gelten lassen — vielleicht ist jene Anhänglichkeit an gewisse Personen, vielleicht sind alle geselligen Triebe überhaupt nur zu den Zwecken dieses Lebens tauglich. Der Zustand einer vollendeten Seele ist vielleicht ein Zustand der gänzlichen Absonderung, da ihr ganzes Wesen, so zu reden, nur in Gott lebt, und ihr Gott alles allein ist.

Mor. Ein sehr sonderbares Vielleicht!

Wilh. Immerhin! Es ist gedenkbar. Doch von selbst möchte ich schwerlich auf diese Idee gerathen seyn, die ich einem spanischen Einsiedler abborge.

Mor. Sie ist auch ganz im Geschmacke eines Einsiedlers. Aber, wie geriethst du daran?

Wilh. Als ich den Monserrat *) besuchte, war ich neugierig genug, die höchste von den Einsiedeleyen dieses berühmten Gebirges zu erklettern. Ich that es mit einer Gefahr, die ich erst droben recht inne ward, als ich auf einer unermeßlichen schroffen Höhe da stand, von wannen die Rückkehr in die Unterwelt beynahe unmöglich schien. Wiewohl dieser Anblick benahm mir den Muth nicht. Allein, die todte

Ein-

*) S. Thicknesses Reisen.

Einſamkeit rings um mich her, worin, auſſer mir, kein lebendiges Weſen, auch nicht einmal ein Lüftchen, webte, dieſe vollkommne Einſamkeit erregte mir ein Grauſen, welches mir bald unerträglich fiel: und mein Einſiedler konnte nicht ſo erſtaunt ſeyn, als ich froh war, da ich endlich ſeine Zelle, oder vielmehr ſeine Höhle fand. Unſer Geſpräch erräth ſich von ſelbſt. Es betraf natürlicher Weiſe ſeine Perſon, ſeine vormaligen Schickſale, ſeine jetzige Lebensart; und von dem allen will ich dir ein andermal ſchon mehr erzählen. Was mich aber am meiſten Wunder nahm, war die Heiterkeit ſeines Geſichts; indem mir ſein Zuſtand, als der traurigſte vorkam, worin ſich ein menſchliches Weſen befinden könnte. Dieß war freylich nach meiner Empfindung geurtheilt.

Mor. Und ſehr vernünftig, ſehr wahr, deucht mir.

Wilh. Ich entdeckte ihm meine Gedanken freymüthig. Nein, guter Alter, ſagte ich zu ihm, du biſt unmöglich ſo zufrieden, wie du vorgibſt. Du lebſt ja in deiner Kluft, wie in einem ofnen Grabe, und haſt niemand, mit dem du ein Wort wechſeln, nicht einmal ein Thier, welches du ſtreicheln könnteſt. Geſtehe nur; du biſt oft in Verſuchung, ein Gelübde zu bereuen, welches

welches dir allen Umgang raubt. Denn wohl sehr selten wird so ein Waghals zu dir herauf klettern.

O mein Sohn, gab er lächelnd zur Antwort, du hast noch keinen Begriff von wahrer Glückseligkeit. Siehst du! Ich bin auch in dem Gewühle dort unten gewesen; habe sie auch geschmeckt, die Freuden des Lebens, selbst die, welche Freundschaft und Liebe gewähren; und gleichwohl danke ich Gott, daß ich sie alle dort unten gelassen habe. Nenne meinen Aufenthalt ein Grab, wenn du willst. Ich bin freylich der Welt abgestorben; aber dafür genieſſe ich jetzt der Ruhe eines Seligen. Zwar der Entschluß, mich von allem zu scheiden, kostete mich anfangs einen Kampf, der wohl nicht jedermanns Sache ist, einen Todeskampf gewissermaßen; und wer weiß, ob ich gesiegt hätte, wenn nicht der Verlust eines geliebten Weibes, und die Untreue eines Mannes, der mein Freund war — Doch weg mit solchen Erinnerungen! Sie rühren mich weiter nicht, seitdem ich über die Schwachheiten der Natur hinweg bin. —

Mor. O der Heilige!

Wilh. Genug, was ich verlohren habe, ist, wie ich jetzt finde, etwas sehr geringschätziges. —

Mor.

Mor. Wie? Ein Weib, ein geliebtes Weib etwas sehr geringschätziges? Das sagte er?

Wilh. Ja! Gottlob, fuhr er fort, daß ich frey bin. Ungestört vom Geräusche der Welt, ungereizt von irdischen Begierden, ungefesselt von Banden, welche der Tod doch zerreissen würde, sehe ich seit dreissig Jahren auf alles Eitle mit Verachtung hinab, und lebe hier bloß meiner Seele und meinem Gotte. Mich ganz in sein Anschaun zu versenken, ihn mit andächtiger Inbrunst zu verehren, alles zu vergessen, um, ausser ihn, nichts zu kennen, noch zu lieben: diese Seligkeit ist nunmehr das einzige Bedürfniß meines Herzens, und der Wunsch, von dem Leibe befreyt zu werden, der einzige, den ich noch hege. So ungefähr sprach er, und —

Mor. Und war also sehr froh, daß du nur gingst.

Wilh. So schien es doch eben nicht. Wenigstens gab er vor, mein Besuch habe ihn ergötzt, und, indem er mich zum Abschiede umarmte, fielen ihm sogar ein paar Thränen in den grauen Bart.

Mor. Bey diesen Thränen, Wilhelm! Er belog sein Herz! Es war noch nicht so ganz todt für seines Gleichen. Mag er indessen in seiner

Ein-

Einsamkeit zufrieden und glücklich gewesen seyn, welches ich kaum glaube —

Wilh. O doch! Oder er müßte mit Mund und Stirne gelogen haben.

Mor. Mag er es denn! Allein, wenn er eben so glücklich, ja noch glücklicher zu seyn glaubte, als der thätige Menschenfreund unter seinen Brüdern ist: o dann verstand er sich selbst nur schlecht auf wahre Glückseligkeit.

Wilh. So erhellt aber doch aus seinem Beyspiele, daß unsre Seele sogar dann schon, wann sie noch von den Banden der Sinnlichkeit umgeben ist, durch Religion allein hinlänglich beglückt werden könne, um keines Umganges mit andern Geschöpfen zu bedürfen, oder mit David zu reden, um nichts nach Himmel und Erde zu fragen. Und wenn sie nun zerrissen sind, jene Bande; wenn die fromme Seele in ein geistiges Leben versetzt, in eine weit nähere Gemeinschaft mit ihrem Urheber getreten ist: sollte sie da nicht die vollkommenste Seligkeit schmecken können, auch ohne das Zuthun irgend eines endlichen Wesens? Könnten mithin, der göttlichen Güte unbeschadet, ihre Verbindungen mit der gesammten übrigen Welt im Tode gänzlich aufhören? Es wäre doch möglich.

Mor.

Mor. Eben so möglich, als ihre Vernichtung, ja, als die Vernichtung der ganzen Welt; aber auch eben so widersinnig. Lieber, denke dir, wenn du kannst, die ganze Schöpfung, wie ich mir, jener Idee zu Folge, den Aufenthalt der Seligen denken müßte, als einen Monserrat, einen Sammelplatz von Einsiedeleyen. Jedes Geschöpf, unmittelbar durch den Wink des Schöpfers entstanden, und von allen seinen Mitgeschöpfen ganz abgesondert, habe seinen Bezirk für sich allein. Da fauge denn der Mensch einsam an seinen Gedanken und der Bär an seinen Pfoten. — Wie wolltest du aber einen solchen Haufen von Kreaturen nennen? Eine Welt? — Wenn Gott diesen einzigen Erdball erschaffen, und den einzigen Adam darauf gesetzt hätte; könnte sie dann eine Welt heissen, diese Schöpfung?

Wilh. Nein; So wenig ein Blatt, worauf ein Wort, oder eine Zeile geschrieben steht, ein Buch heissen kann.

Mor. Aber, wenn tausend Blätter zusammengeheftet, und sie alle von Wörtern gedrungen voll wären, nur stände bey jedem Worte ein Punctum, weil es mit seinen Nachbarn nichts zu schaffen hätte; wär's nun ein Buch?

Wilh. Der äusserlichen Form nach wohl, aber wahrlich nicht dem Inhalte nach.

Mor. Ein einzelnes Wort, oder tausend einzelne Wörter — das ist, in dieser Rücksicht, einerley. Wo das wesentliche eines Buches, Sinn und Zusammenhang gänzlich fehlt, da hat man eigentlich gar kein Buch, und, je dürftiger jenes vorhanden ist, ein desto schlechteres. — Eben so: eine Welt, worin nichts, oder doch nicht alles in Verbindung stände, wäre gar keine Welt, oder doch eine höchst mangelhafte. Und kann sie das seyn? Müssen nicht in dem großen Werke, welches der ewige Geist zum Denkmal seiner Vollkommenheiten bestimmt hat, alle und jede Theile in der genausten gegenseitigen Beziehung stehen? nicht insgesammt, ohne Ausnahme, zu einem herrlichen Ganzen vereinigt seyn; — Oder sollte er das Buch der Natur, nachdem er es einmal allen denkenden Wesen aufgeschlagen, vor irgend einer lehrbegierigen Vernunft, nach den ersten flüchtigen Blicken, zumachen, um es ihr nie wieder zu öfnen? Ich könnte ihm eben so leicht die Vernichtung meiner Seele zutrauen. Noch mehr! Eine Seele, die aus der allgemeinen Verkettung der Dinge gerissen würde, wäre in der That so gut, wie vernichtet.

Wilh. In Anſehung der übrigen Weſen freylich wohl.

Mor. Nicht das allein! In ihrer eignen Natur müßte ſodann eine Veränderung vorgehen, die einer Vernichtung ähnlich wäre. Denn die groben Bande der Sinnlichkeit ſind es wahrlich nicht allein, die uns an unſers Gleichen feſtknüpfen. Der geſellige Trieb iſt unſrer Seele ſo weſentlich, als nur immer dem Magneten ſeine anziehende Kraft. Nimm ihm dieſe, und der Magnet iſt zernichtet. Nimm jener ihre Geſelligkeit, und ſie iſt nicht mehr das nehmliche Weſen. Aber vielleicht um deſto vollkommner? um deſto glücklicher? Frage dein innerſtes Gefühl.

Wilh. O das gab die Antwort lange zum voraus! Wenn nur dem Gefühle zu trauen iſt.

Mor. So frage deine Vernunft! Sie wird es eben ſo ſehr verneinen. Unſre Seele iſt zu einem unaufhörlichen Wachsthum an Glück und Vollkomenheit beſtimmt. Das glauben wir doch?

Wilh. Es wäre Frevel, das nicht zu glauben.

Mor. Aber jede geiſtige Vollkommenheit hat, ihrer Natur nach, ein Thätigſeyn zum Grunde, und die vollkommenſte Seele iſt unſtreitig auch die thätigſte; wiewohl es umgekehrt von der thätigern nicht allemal, nicht in jedem Betrachte, gelten mag, daß ſie auch die vollkommnere ſey.

Kann also der unthätigste Zustand wohl jemals der vollkommenste der glücklichste werden?

Wilh. Das habe ich auch nicht behauptet.

Mor. Allerdings! Ein ganz isolirter Geist, meyntest du, könne doch wohl im Besitz der höchsten Glückseligkeit seyn. Gleichwohl kann man sich kaum einen unthätigern Zustand gedenken, als den eines solchen Geistes. Denn Thätigkeit will doch irgend eine Veranlassung, irgend ein Ziel haben. Je zahlreicher daher die Gegenstände, die einen Stoff zur Beschäftigung darbieten; je mehr der Verbindungen, je mannichfacher die Verhältnisse, in welchen man steht: desto mehr Möglichkeit, thätig zu seyn, ist auch vorhanden. Nun aber — von allen übrigen Wesen auf ewig geschieden; alles dessen beraubt, was von aussen her seinen Kräften eine Veranlassung, eine Richtung gäbe; ganz in sich selbst eingekerkert — wo fände da jener nunmehr Gegenstände, auch nur seine innre Wirksamkeit hinlänglich und unaufhörlich zu beschäftigen? Etwa in sich selbst? Ach! der armselige Vorrath von größtentheils dunkeln, unrichtigen, verstümmelten Begriffen, die er hier ehmals aufgesammelt hätte, würde gar bald erschöpft seyn, und dann? —

Wilh.

Wilh. Aber die Gottheit, lieber Moritz! Wäre die Gottheit ihm nicht Gegenstandes genug?

Mor. Die Gottheit, lieber Wilhelm? Er selbst würde sich ewig unbekannt geblieben seyn, hätte ihm nicht die Schöpfung einen Spiegel vorgehalten. Und die Gottheit sollte er aus sich selbst erkennen? In seliger Erkenntniß und Liebe derselben, ohne länger zu lernen, dennoch immerdar fortwachsen? Um aber zu lernen, bedarf es einer fortgesetzten Bekanntschaft mit ihren Werken, eines anhaltenden Studiums ihrer weisen Regierung, einer mitspielenden Rolle auf dem Schauplatz aller Wesen: oder auch — eines ewigen Wunders, einer Offenbarung von Angesicht zu Angesicht! Darauf läuft denn auch freylich die ganze Meynung hinaus. — Doch, wenn auch ein Unterricht von der Art nicht so ganz unstatthaft wäre, als er doch ist — was sollte bey alledem die einsame Seele mit der ihr angebohrnen Thatkraft beginnen? Was sollte sie wirken? und in wem? In Gott, dem unveränderlichen Wesen, kann nichts verändert, nichts veranlaßt, folglich auch nichts gewirkt werden. Sie könnte mithin nur denken nur empfinden; aber nicht handeln, nicht einen Gedanken, eine Empfindung ausser sich fortpflanzen, und dadurch Urheberinn einer fremden

Vollkommenheit werden. Hätte sie da nicht offenbar an ihrer eigenen eingebüßt? Würde sie nicht selbst weit edler und glücklicher seyn, wenn sich der volle Strom ihrer Thätigkeit, so zu reden, in den wallenden Ocean der allgemeinen Wohlfahrt ergösse; anstatt sich in unfruchtbare Speculationen zu verlieren, wie der Jordan ins todte Meer? Was dünkt dich?

Wilh. Du hast Recht, und ich bin's wahrlich sehr wohl zufrieden.

Mor. Nein! Der gesellige Trieb liegt zu tief in unsrer Natur, stimmt zu genau mit der Wohlfahrt eines jeden und mit der Vollkommenheit des Ganzen überein, um nur zufällig, um vergänglich zu seyn. Die Wollust, Wahrheit zu suchen und finden, ist groß! Aber noch größer ist die, das Gefundne mitzutheilen und gemeinschaftlich zu denken. Wann glaubte ich je, meinen Verstand mit einer neuen Einsicht bereichert, irgend einen glücklichen Ausweg aus philosophischen Labyrinthen gefunden, ja nur einen wichtigen Zweifel gegen scheinbare Lehren entdeckt zu haben, daß ich nicht fast mit der Unruhe eines Schwätzers der jetzt ein Geheimniß erwischt hat, aus meiner Einsamkeit weggeeilt wäre, um es dir kund zu thun, und darüber dein Urheil zu vernehmen? Ueberhaupt strebt die Seele, ausser sich

Wirkungen hervorzubringen. Je edler sie ist, desto mehr Vergnügen findet sie darin, einen recht ausgebreiteten Wirkungs-Kreis, einen recht wichtigen Einfluß auf andre zu haben. Dann vorzüglich fühlt sie sich, als ein Wesen von Würde und Wichtigkeit, und in so ferne ist unstreitig ein weiser und großer Regent der glücklichsten einer. — Und ein liebendes Paar! — O Freund, ich feyre heute das Andenken meiner Karoline. Jenes unnennbare Glück, das ich an ihrem Busen fand, und nie in meinem eigenen Busen würde gefunden haben, begeistert mich noch jetzt mit Entzücken. Mein Blick labte sich an ihrer so redenden, so geistvollen Bildung, mein Herz an den Vortrefflichkeiten ihres Charakters, und zugleich genoß ich des erquickenden Bewußtseyns, selbst hinwiederum der Gegenstand ihrer Hochachtung und Zärtlichkeit, mithin — unzählichmale gestand sie mir dieses — der Urheber ihres Glückes zu seyn. Und glücklich zu machen! — Wehe dem Elenden, der die Wonne nicht kennt! Sie ist die größte! Dadurch ward nun mein Selbstgefühl unaussprechlich veredelt, erweitert, und ich konnte jetzt mich selbst mehr lieben, als zuvor. Nun hatte ich ein zwiefaches, aber innig verwebtes Interesse, und so ward meine persönliche Glückseligkeit mit der ganzen Summe der

ihrigen vermehrt. Das war wahrhaftig mehr, als verdoppelt! — O liebster Wilhelm! Und im Himmel? Wenn der Wirkungskreis meiner Seele unaufhörlich erweitert, wenn alsdann das Glück von Tausenden und Millionen mein wird; ich hinwiederum diesen Tausenden und Millionen ein Gegenstand ihrer theilnehmenden Freude bin! Welch eine Summe von Glückseligkeit wird das seyn! Welch ein Wucher über Wucher! Welch ein Tausch von Gedanken und Empfindungen! Welch eine entzückende Uebung aller meiner Kräfte!

Wilh. Vortrefflich! Diese Rechenkunst gefällt mir. Es sollte die Rechenkunst aller Fürsten seyn' Ich wünschte nur, mein alter Eremit wäre zugegen. Was er wohl sagen möchte?

Mor. Nur nicht, daß ich, über der Liebe zur Kreatur, ihren Schöpfer vergäße! Ein Himmel ohne Religion läßt sich nicht denken. Allein, wo kann auch mehr Religion herrschen; wo wird der Vater aller Wesen und alles Guten besser erkannt, dankbarer geliebt, inbrünstiger angebetet werden, als eben da, wo nur ein allgemeines Interesse herrscht; wo jeder die Vollkommenheiten und die Freuden seiner Mitgeschöpfe für eignes Glück achtet, und, so weit seine Sphäre reicht, aus allen Kräften zu befördern sucht?

ſucht? mit einem Worte, wo Gott einem jeden — nicht alles allein — aber alles in allem iſt! Dieß iſt der höchſte Grad der Religion und der Seeligkeit. — Wir ſind demnach zuverläßig beſtimmt, wahre Weltbürger zu bleiben, das heißt: mit andern moraliſchen Weſen in einer thätigen Verbindung zu ſtehen. — Mit welchen denn aber zunächſt? Doch wohl mit unſers Gleichen? mit andern menſchlichen Weſen?

Wilh. Das ohne Zweifel!

Mor. Sie, unſre Geſchlechts-Verwandte, unſre Brüder, haben das nächſte Recht und die meiſte Fähigkeit zum Umgange mit uns. Auch mit höhern Weſen mögen wir einſt hoffentlich Gemeinſchaft haben; allein, ſie können unmöglich unſre liebſten Geſellſchafter, unſre zärtlichſten Freunde ſeyn. Der große Abſtand zwiſchen uns und ihnen —

Wilh. Doch nicht zu vergeſſen, lieber Moritz, daß wir dort vollkommner, als hier, und den Engeln ungleich ähnlicher ſeyn werden.

Mor. Gewiſſermaßen; Ja!

Wilh. Und genau erwogen, möcht es doch noch die Frage ſeyn — —

Mor. Ob?

Wilh. Ob nicht der Umgang mit ihnen mehr

Reiz werde für uns haben müssen, als der mit unsern verklärten Mitbrüdern.

Mor. Wie, mein Freund? Bist du hochmüthig geworden? Denkst du künftig mit Thronen und Herrschaften, wie mit deines Gleichen, umzugehen?

Wilh. Es wäre ja im Grunde so schlimm nicht. Doch Hochmuth ist ein garstiges Ding. Weg mit dem! Der gab mir auch den Gedanken nicht ein. Wie aber, wenn nun eben die großen Vorzüge der Engel und die Natur unsrer Seele ihn rechtfertigten, diesen Gedanken? Denn Wohlgefallen, Bewunderung, Zuneigung, die unausbleibliche Wirkung, die jede geistige Vollkommenheit in richtig gestimmten Seelen hervorbringt, so bald sie nur wahrgenommen wird, muß doch mit ihrer Ursache im Verhältnisse stehen. Die höhere Vollkommenheit rührt uns stärker, wie die geringere, und die Sonne leuchtet uns heller, wie der Mond.

Mor. Das thut aber der Stern nicht, lieber Wilhelm, und ist doch auch eine Sonne. Und in die Sonne kannst du nicht hineinsehen, wie in den Mond. Doch, um lieber dem Gleichnisse ein Beyspiel entgegen zusetzen; schwerlich wird je eine Mutter, bey noch so vielen und noch so sichtbaren Vorzügen, ein fremdes Kind mehr lieben, denn ihr eignes. — Es ist wahr, eine Wirkung muß allemal ihrer Ursache angemes-

messen seyn. Allein, diese richtet sich auch allemal nach der Beschaffenheit des Gegenstandes, auf welchen, und der Umstände, unter welchen sie wirkt. So auch hier. Können die größern Vollkommenheiten der Engel nicht eben so anschauend von uns erkannt werden, haben sie nicht eine eben so nahe Beziehung auf uns selbst, nicht einen gleich starken Einfluß auf unsern eignen Zustand, wie die liebenswürdigen Eigenschaften unsrer Mitbrüder: so mögen sie freylich wohl mehr Bewunderung in uns erregen, aber keine so zärtliche Anhänglichkeit. Ueberdem war auch blos die Rede von Reizen des Umgangs.

Willh. Ey nun! Der wahre freundschaftliche Umgang beruht ja auf gegenseitiger Hochachtung und Zuneigung, wie diese auf Vollkommenheiten.

Mor. Aber sage mir, Wilhelm, würdest du eine Biographie deines Freundes mit mehrerem Vergnügen lesen, oder die reichhaltige Geschichte irgend eines vortrefflichen Marc-Aurels? mehr in jener den unbedeutenden Charakter, die stille Lebensart, die kleinen Verrichtungen und Tugenden eines Privat-Mannes bewundern, oder hier das Gemälde eines wahrhaftig großen Monarchen, der durch seine erhabne Weisheit, Tugend und Thätigkeit ganze Nationen glücklich gemacht?

Wilh. Hier würde allerdings der Freund dem Monarchen nachstehen müssen.

Mor. Ihn also würdest du von uns beyden am meisten verehren?

Wilh. Ich müßte!

Mor. Und auch seinen Umgang dem meinigen eben so weit vorziehen, als deine Ehrerbietung gegen ihn größer wäre, denn gegen mich?

Wilh. Nein, das wohl nicht!

Mor. Aber, wenn du etwa jenen Marc-Aurel unsrer Tage, den wir beyde schon in weiter Entfernung so innig verehren, persönlich kennen, und das Glück haben solltest, ein Augenzeuge von den edlen Thaten seines Verstandes und den noch edlern seines gütigen Herzens zu seyn; kurz, wenn du die ganze Vortrefflichkeit seines Charakters lebhafter im Sinne trügest, als ein Phidias das Ideal zu einem Gotte — Auch dann nicht?

Wilh. Die Wahrheit zu sagen, auch dann nicht!

Mor. Ehrfurcht ist also wohl nicht der Magnet des Umganges. Allein, du würdest ihn nicht bloß verehren. Ich weiß gewiß der feurige Enthusiasmus der alle Gemüther zu jedem großen und guten Fürsten hinreißt, würde dich in hohem Grade beseelen. Du würdest dein Le-

ben für ihn wegwerfen. Und wenn er nun gegen dich insonderheit so viele Leutseligkeit und Herablassung bewiese, daß er schier seinen hohen Stand zu vergessen schiene?

Wilh. Ich würde ihn dennoch nicht vergessen können. Nein! Schwerlich fände doch ein recht vertraulicher Umgang zwischen uns beyden statt.

Mor. Also nicht jede Zuneigung kann Freundschaft, zärtliche, innige Freundschaft und vertraulichen Umgang stiften. Je mehr sie sich der Ehrfurcht nähert, desto nachhelliger muß sie durchaus der Vertraulichkeit werden. Denn diese, die doch zur Natur der Freundschaft gehört, setzet eine hinlängliche Gleichheit unter beyden voraus. Schon eine gewisse Partheylichkeit für uns selbst, die uns so natürlich, und keinesweges ungerecht ist, macht sie nothwendig. Es ist wahr, wir lieben unsern Freund nicht umsonst, wenn anders unsre Freundschaft etwas werth ist, und uns eine Wahl übrig blieb. Schätzbare Vorzüge müssen wir an ihm wahrnehmen; nur keine solche, die ihn zu weit über uns hinweg setzen. Sonst treten wir mit scheuer Bewunderung zurück, an statt ihm mit ofnen Armen entgegen zu eilen. Und deswegen, mein lieber Wilhelm, möchte es eben kein sonderliches Glück

für

für uns seyn, wenn wir künftig mit lauter Engeln umgeben sollten, aber keinen menschlichen Engeln. Sie könnten noch weit weniger unsre trauten Gesellschafter seyn, als die Marc-Aurele. Ja, vielleicht dürfte ihr Umgang uns bald zur Last fallen.

Wilh. Nun ja! Sie wären freylich besser mit uns daran, als wir mit ihnen. Allein, daß so liebenswürdige Wesen uns je mit ihrer Gesellschaft belästigen könnten —

Mor. Wenn wir sonst keine hätten als die ihrige.

Wilh. Ich höre wohl! Allein, wodurch sollte denn die ihrige uns lästig werden? Doch wohl nicht wiederum durch das größre Maaß ihrer Vollkommenheiten?

Mor. Eben dadurch! Ja ich darf sogar kühn behaupten, daß unser Geist noch weniger vermögend seyn würde, das Anschaun der Gottheit zu ertragen, und darin ein vollkommnes Glück zu genießen; wenn er sich in einer ganz einsamen Existenz befände, und sich nicht wieder, im Umgange mit andern Geschöpfen, erholen könnte.

Wilh. Sonderbar bey alledem, daß der, von aller irdischen Bürde entladene Geist über einem Geschäfte je sollte ermüden können, in welchem

doch

doch allemal seine vorzüglichste Seligkeit bestehn wird.

Mor. Freylich sonderbar, wenn keine Unlust das Vergnügen störte; wenn sich ihm lauter Vollkommenheiten darstellten; keine Unvollkommenheiten.

Wilh. Unvollkommenheiten? Hier?

Mor. Hier! Allerdings! Oder meynst du, er würde, über dem seligen Anblicke der Gottheit, sich selbst, die Einschränkung und Ohnmacht seiner Kräfte vergessen? das Nichts seiner eignen Natur nicht in dieser Lage desto inniger empfinden? es sind selige Augenblicke für unsern Geist, wenn es ihm manchmal vergönnt wird, der Herrlichkeit Gottes nachzuschauen. Aber selbst der heilige Schauer, der sich dann durch unser Innerstes ergießt, verräth er nicht eine Zuthat von Unlust? Ergreift uns nicht ein banges Gefühl, so oft wir einen Flug ins Unermeßliche wagen wollen? und sinken wir nicht allemal, wie beschämt und ermüdet, ins Gebiet der Endlichkeit zurück? Wie also, wenn unser Geist weiter keinen Gegenstand der Betrachtung hätte, als den Unendlichen und sich? wenn diese anstrengende Beschäftigung durch keine leichtere jemals unterbrochen würde? wenn er in keinen Verhältnissen stände, die ihm ein tröstendes Gefühl eigner

Würde,

Würde, neue Zufriedenheit mit sich selbst gewähren? erwäge selbst, wie verächtlich müßte ihm dann nicht sein eignes Wesen vorkommen; wie das äusserst dürftige Selbstgefühl ihm so peinlich werden!

Willy. Ganz Unrecht hast du wohl nicht. Und doch! — Vielleicht wäre das angenehme Bewußtseyn eines steten Wachsthums an Kräften, einer unaufhörlichen Erweiterung seiner Kenntnisse — ich setze dieß nehmlich, als möglich, voraus, — stärker, als das Gefühl der Einschränkung, und nun bliebe dieses dennoch, was es hier zu seyn pflegt, eine Würze der süßen Ergötzung.

Mor. O Freund, die Gottheit wird immer unbegreiflicher, je mehr man über sie nachdenkt! Der Geist, welcher gleichsam mit unverwandtem Blicke in ihre Tiefen hinschauen sollte, wäre ja durchaus nicht in gleichem Falle mit dem Menschen, der mitten in der Natur und unter andern Menschen lebt, und der, so bald seine Vernunft' unter dem größten ihrer Geschäfte ermattet, allemal zu leichtern Unterhaltungen zurückkehren mag.

Willy. Es mag seyn! Die Gottheit ist unendlich, Engel hingegen —

Mor. Sind und bleiben uns gleichwohl auch unreich-

unerreichbar. Wir steigen immer höher; sie desgleichen. Unser Abstand von ihnen wird nicht verringert, und unser mächtigster Aufschwung ist doch nur das Flattern eines Schmetterlings gegen ihren Adlerflug. Was bedeutet doch die größte Ungleichheit unter uns Menschen selbst, in Ansehung der Geisteskräfte, der Gemüthsarten, der National-Sitten, Lebensart, des Ranges u. s. w. gegen jene Ungleichheit der Naturen? Und doch sind diese Verschiedenheiten gewöhnlich eben so viele Hindernisse eines vertraulichen und zärtlichen Umganges. — Ueberhaupt erfordert es die allgemeine Ordnung, daß sich gleiches zu gleichem geselle. Selbst in dem Wesen der Dinge ist es gegründet. Die Biene hat ja zur Biene, die menschliche Seele zur menschlichen Seele das allernächste Verhältniß. In jeder andern Gesellschaft wäre die eine, wie die andre, nicht das mehr, was sie nach allen Anlagen ihrer Natur seyn sollte. Keinen Seraph könnten wir je mit der Zärtlichkeit lieben, wie die Seelen von unserm Geschlechte: denn kein Seraph kann uns das werden was sie uns sind. Was dieser in einem Gedanken zusammenfaßt, ist für uns vielleicht Stoff zu hundert, zu tausend schweren Ideen — wir könnten ihm nicht nachdenken! Was ihm ein sanftes Gefühl ist,

nächte

möchte für uns, so wir dessen ja fähig wären, schon hinreissende Entzückung seyn — Wir könnten nicht empfinden, wie er! Ein Contrast, der uns demüthigt! Mit jenen aber verbindet uns eine Gleichheit, durch welche allein die vertraulichste gegenseitige Theilnehmung möglich wird; und unsre Liebe zu ihnen vermischet sich aufs genaueste mit unsrer Selbstliebe. Denn das Maaß ihrer Kräfte ist im Ganzen auch das Maaß der unsrigen; ihre Gedanken und Empfindungen sind unsrer eignen Art zu denken und zu empfinden, ganz angemessen. Decken sie uns ihr Innerstes auf; so erblicken wir gleichsam uns selbst in einem hellen Spiegel, und frohlocken über jeden Reiz unsrer Natur, den wir da bemerken. Wir sind daher einander die schicklichsten Gehülfen zur Entwickelung jedes in uns liegenden Vermögens, die vornehmsten Gegenstände der Mittheilung und Thätigkeit, die natürlichsten Freunde und Gesellschafter, mithin, aller Wahrscheinlichkeit nach, von unserm Schöpfer bestimmt, auch künftig eine besondre Geisternation auszumachen. Uebrigens kann es uns gleichviel seyn, ob wir in einer Provinz seines unermeßlichen Reichs beysammen wohnen, oder in mehrere vertheilt werden sollen.

Wilh. Aber, mein guter Moritz; ich bege

da

da eine Meynung, die ich mir äuſſerſt ungerne nehmen lieſſe. Du wirſt vielleicht über mich lachen, daß ich meinen unerſättlichen Trieb, immer zu reiſen, mit in jene Welt hinüber zu nehmen gedenke. Es ſey darum! Genug! So gut es mich auch in jeder Provinz meines Schöpfers behagen möchte, wo er es für gut fände, mir meine beſtändige Wohnung anzuweiſen: ſo würde doch meine Zufriedenheit, deucht mir, noch weit gröſſer ſeyn, wenn es mir vergönnt ſeyn ſollte, von einer Welt zur andern zu reiſen, und die Natur, die wohl allenthalben in einer veränderten Geſtalt erſcheint, in allen Gegenden der Schöpfung durchzuſpähen. Und ſo, denke ich, werde es ſeyn.

Mor. Gott wird ſchon die beſte Einrichtung mit uns treffen. Allein, Wißbegierde iſt nicht lächerlich; und in deinem Wunſche finde ich nichts thörichtes. Laß immerhin jeden Weltball ein Indien für den habſüchtigen Geiſt ſeyn, von wannen er ſich neue Schätze der Kenntniß, neuen Stoff zur Bewunderung der Gottheit, zur Unterhaltung mit ſeinen Freunden hole. Es kann ja auf mehr, als eine Weiſe, dafür geſorgt ſeyn, ohne daß die geſellſchaftliche Verbindung desfalls aufhören darf. Kann denn eine Nation nicht beſtehen, wenn gleich Tauſende ihrer Bürger alle

Länder und Meere durchstreifen, und von allen Enden des Erdbodens mit ihren erworbenen Reichthümern heimkehren? Können nicht ganze Völkerschaften ihre Heymath verändern; Der Tod selbst ist eine Versetzung von der Erde, und scheint in der That nur eine Stufenfolge von Versetzungen anzufangen.

Wilh. Du bist also hierin gleicher Meynung mit mir?

Mor. Wie du hörst.

Wilh. O ich muß dich küssen.

Mor. Siehe, so angenehm ist die Harmonie im Denken so erquickend der Beyfall eines andern.

Wilh. Es würde mich in der That auch nicht wenig verdrossen haben, wenn du mir diese Hofnung streitig gemacht hättest; denn sie ist die liebste Gespielinn meiner Einbildungskraft. Nie konnte ich einen hohen Berg hinanklimmen, und bemerken, wie die Tiefen unter mir immer noch tiefer wurden, daß ich nicht im Geiste Abschied von der Erde genommen, und mich nach irgend einem andern Planeten hinaufgeschwungen hätte. Wenn ich denn oben auf der Spitze stand, und, wie vom Himmel hinab, die umherliegenden Scenen des Abgrundes überschaute; so waren es bald Thäler des Mondes, die ich sahe; bald befand ich mich auf dem Ringe des Sa-

Saturns, ſahe den Schnee dieſes Planeten, und hielt den gröſsern Abſtand der Sonne für die Urſache meines klapperuden Froſtes. Unter ſolchen Täuſchungen genoſs ich der Reize des Proſpects mit gedoppeltem Vergnügen. Sank ich endlich zu meinem wahren Standort wieder herab; wie gerne hätte ich dann dem Adler ſeinen Fittig abgeborgt, um der Ermüdung zu troſsen, und in einer Stunde Friſt über ein ganzes Königreich hinzuſchweben. Ja, ja! Der Adler flog über mich weg, und lieſs mir das Nachſehen. Künftig aber! o künftig! wann ſelbſt der Adler gegen uns ein bloſſer Schmetterling im Fluge ſeyn wird; wann ich da mit dir von einem Planeten zum andern, bald auch von einer Sonne zur andern eilen, wann ich mit dir —

Mor. Wie? mit mir, liebſter Wilhelm? Mit mir, ſagſt du?

Wilh. Mit dir! — Lieber Gott! Wie ſehr würde das meine Seeligkeit vermehren!

Mor. Schon gut! Allein, wer ſteht mir dafür, daſs du dich meiner alsdann nur erinnern wirſt?

Wilh. Ich werde doch den liebſten meiner Freunde nicht vergeſſen?

Mor. Mit Vorſatz wohl eben nicht! Wie aber, wenn durch den Tod alle Begebenheiten

deiner irdischen Tage, alle deine Wünsche und Hoffnungen, und mein Andenken zugleich aus deiner Seele vertilgt würden?

Wilh. Ich bitte dich! welch ein Gedanke! Alles das sollte aus meiner Seele vertilgt werden.

Mor. Meynst du nicht? Verschwindet doch dem Sterbenden ein Sinn nach dem andern, ein Gedanke nach dem andern; und es scheint nur gar zu gewiß, daß unsre Ideen insgesammt, obgleich ein unstreitiges Eigenthum der Seele, doch von eben diesen Werkzeugen abhangen, die uns im Tode genommen, und der Verwesung übergeben werden. Nur einen Schlag aufs Haupt! und wenn der Geist eines Eulers darin wohnte; so wird er itzt das Einmaleins nicht mehr zu Stande bringen. Auch hat es große Gelehrte gegeben, deren Gedächtniß zuletzt wieder eine so reine Tafel geworden, daß nicht einmal ihr eigner Name darauf stehn geblieben. Wie nun, wenn das ganze System zernichtet ist, an welches gegenwärtig alle Ideen und Empfindungen der Seele gebunden sind?

Wilh. Nun! So wird ihr Gott einen neuen Leib wieder geben.

Mor. Ja, nur den nicht, den die Erde einmal

mal bekommen hat. Auf dieſen muß ſie Verzicht thun *).

Willy. Ey nun ja! So mehr, als bettlerisch wird unſre Seele auch nicht geſinnt ſeyn, daß ſie den Kittel noch bedauern ſollte, denn ſie für ein köſtliches Gewand hingeben mußte.

Mor. Freylich wird ſie das nicht! Allein, mit dieſem Kittel wird ſie dann vielleicht auch das Andenken alles deſſen verlieren, was ſie in ihrem Bettlerſtande empfunden, gedacht und gethan hat.

Willy. Da wäre ſie ja kaum noch die Seele, die ſie hier geweſen.

Mor. Ihre Perſönlichkeit hätte ſie freylich eingebüßt. Aber vielleicht ſoll ſie das, nach dem Plane der ewigen Weisheit.

Willy. Ich verſtehe dich! Du willſt mir ein ungereimtes Vielleicht erwiedern. Denn was iſt Plan ohne Zuſammenhang? und wo könnte Mangel des Zuſammenhangs unbegreiflicher ſeyn, als in der Exiſtenz einer und der nehmlichen Kreatur, einer vernünftigen und moraliſchen Kreatur?

Mor. Du haſt Recht! das Bewußtſeyn des

*) Man halte den guten Moritz / dieſer Behauptung wegen, für keinen Ketzer. Er ſetzt hier die Lehre von der Auferſtehung nicht voraus / die ohnedies nicht zu grob muß verſtanden werden.

Thiers von Momente zu Momente fortschreiten, ohne fast irgend eine Spur des Vergangnen aufzubewahren. Zum blos thierischen Leben ist das genug. Zum geistigen, vernünftigen hingegen ist die Erinnerung aller schon durchlebten Zustände, die deutliche Wahrnehmung ihres Zusammenhangs durchaus nothwendig. Und ein solches Leben ist doch des Menschen Bestimmung. Zwar so oft er am Abende auf sein Lager hinsinkt; so oft die Wut einer Krankheit sein Gehirn betäubt, verschwindet auch ihm sein Daseyn. Doch solche Pausen der Thätigkeit heben den wahren Zusammenhang in seinem geistigen Leben noch nicht auf. Bey jedem Erwachen, jeder Genesung kehrt das Andenken des Vergangnen in seine Seele zurück, und der zerrissene Faden seiner Gedanken ist wieder geknüpft. Gleichviel sodann, ob er Stunden oder Jahrtausende geschlafen habe: denn Zeit und Ewigkeit ist wie heute und morgen. Gleichwohl ist die Zeit des Schlafes und jeder unbesinnliche Zustand kein wirklicher Theil unserer vernünftigen Existenz, und so würde auch die ganze Periode unsers irdischen Lebens mit dem künftigen gar keine Verbindung haben; wenn der Tod alles Andenken derselben in uns auslöschte. Zugleich würden wir hier ganz umsonst nach Vollkom-

kommenheit ſtreben; ſie ginge ja doch verloren.

Wilh. Und wir wären keiner Strafe noch Belohnung weiter fähig.

Mor. Genug alſo! die Seele muß ſich ihrer ganzen vorigen Exiſtenz bewußt bleiben. Ihr Schöpfer und Richter wird denn ſchon die Anſtalt darnach getroffen haben. Dann wird es aber auch nicht genug ſeyn, daß ihr von ihrem vorigen Leben nur noch einige dunkle, zerſtreute Vorſtellungen, wie von einem gehabten Traume, vorſchweben. Sie wird ſich vielmehr ihrer ganzen vorigen Lage, ihrer gehabten freundſchaftlichen Verbindungen, ihres bewieſenen Charakters, ihrer Thaten, Hoffnungen und Wünſche mit eben der ſummariſchen Deutlichkeit erinnern müſſen, mit welcher du dich z. B. alles deſſen erinnerſt, was dir auf deiner Reiſe begegnet iſt.

Wilh. Alſo! — O mein Freund! mein Moritz! mit wie warmer Liebe werde ich mich alſo deiner erinnern!

Mor. Und ich mich deiner, o mein Geliebter! Doch nur deſto ſchlimmer für uns, wenn das alles ſeyn ſollte! wenn die Vorſehung dennoch beſchloſſen hätte, uns auf ewig zu trennen! Wie! Sollte ſie es wirklich beſchloſſen haben?

Wilh. Wer kanns glauben? Für unſer Herz

hat es keine Wahrscheinlichkeit; und für die Vernunft —

Alex. Wie gesagt, eben so wenig!

Wilh. Noch besser! Allein, die Vernunft könnte da wohl am meisten Unrecht haben, wo sie am kühnsten entscheidet, und nicht selten mag der Ewige zu ihr sprechen: Deine Gedanken sind nicht meine Gedanken! Wer steht uns da nun für die Zuverlässigkeit ihrer Verheissung?

Alex. Der Grundsatz, auf den sie bauet. Warum glauben wir unsterblich zu seyn, trotz allem Anscheine der Vernichtung? Warum halten wir unser künftiges Leben für eine Fortsetzung des gegenwärtigen, trotz der unabsehbaren Lücke, zwischen beyden? Warum hoffen wir einen geselligen Zustand in jener Welt, trotz aller Einsamkeit des Grabes? Darum weil wir nicht Geschöpfe einer spielenden Allmacht, sondern der höchsten Weisheit und Güte sind, die unser möglichstes Glück nach dem vollkommensten Plane zur Absicht hat. Siehe, liebster Wilhelm, hier sind wir wieder auf dem Flecke, von wannen wir auf Nebenwege gerathen. Dieser Grundsatz verbürgt uns die Hoffnung des Wiedersehens. Unsre Vernunft mag übrigens der Gefahr, zu irren, noch so sehr unter-

terworfen seyn; so viel erkennen wir doch mit Gewißheit, daß jede von dem besten und weisesten Wesen getroffne Einrichtung die gütigste, die vollkommenste seyn müsse. Oder dürfen wir etwa das minder gute und vollkommne, statt des möglichen bessern und vollkommnern von ihm erwarten?

Wilh. O mit nichten! Nur darauf kömmt alles an, ob das, was uns besser scheint, auch wirklich an sich besser; ob es zugleich mit andern höhern Absichten verträglich sey. Und wie soll menschliche Einsicht hier zurechte kommen? Zwar ist unsre möglichste Glückseligkeit unläugbar der letzte Endzweck unsers Daseyns; dieß fließt unmittelbar aus dem Begriffe der höchsten Güte. Allein, nicht alle Bedürfnisse unsrer Natur, nicht alle die besondern Zwecke der Vorsehung sind uns bekannt! wir wissen nicht, wie weit ein allgemeineres Wohl unser besonders Glück einschränken werde: mithin können wir über die Schicklichkeit gewisser Mittel zu jenem Hauptzwecke, über ihre beste Verbindung unter einander, und über den Gang, den nun wirklich unsre Schicksale nehmen müssen, immer nur sehr unsicher urtheilen. Jener Grundsatz bleibt also zwar in seiner Allgemeinheit unumstößlich wahr; er bliebe es aber auch dann, wenn von der süßen

Erwartung, zu welcher er uns zu berechtigen ſcheint, gerade das Gegentheil erfolgen ſollte.

Mor. Das ſage ich mit dir. Allein, nur dieß wollen wir ja wiſſen, ob er uns zur Erwartung berechtige; wiſſen, ob es vernunftmäßiger ſey, eine Wiedervereinigung zu hoffen, oder zu bezweifeln? Wornach ſollen wir dieß nun beurtheilen? Doch wohl eher nach Begriffen und Einſichten, die wir haben, als nach ſolchen, die uns fehlen?

Willy. Das freylich wohl!

Mor. Gut! So ſtehn denn geheime und unerdenkliche Rathſchlüſſe Gottes uns nicht im Wege. Denn, hätten Einwürfe der Art eine Kraft gegen deutlich erkannte Gründe: dann müßten wir unſre wichtigſten und feſteſten Ueberzeugungen aufgeben: dann, lieber Freund, wärſt du in der That deiner Unſterblichkeit eben ſo wenig ſicher. Aber nein! Wir haben vielmehr dasjenige, als der wirklichen Abſicht Gottes gemäß anzuſehen, was nun einmal unſerm Verſtande, als beſſer und vollkommner einleuchtet, und was wir, nach der ſorgfältigſten Prüfung, mit keiner andern Wahrheit, und ſelbſt mit keiner wahrſcheinlichen Beſtimmung unſrer Natur im Widerſpruche finden. Was ſo beſchaffen iſt, das behaupte ich, ſey für uns Wahrheit.

Wir

Wir dürfen uns also hier eines strengen, über alle Einwürfe durchaus erhabnen, Beweises, ruhig begeben. Wir fragen nur: auf welcher Seite ein Uebergewicht von Gründen sey? auf Seiten des Zweifels oder der Hoffnung? — Die bloße Möglichkeit ist auf beyden, entscheidet aber nichts. Und doch hat der Zweifel, so viel ich sehe, weiter nichts anzuführen. Die Hoffnung hingegen hat die wichtigsten Gründe, und mit ihnen alle Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite. —

Gott ist ein Gott der Ordnung, und seine Welt ein zusammenhangendes System von Daseyn und Entwickelung, worin alle Wesen, nebst allen ihren Veränderungen begriffen sind. Und so werden auch unstreitig alle Perioden unsrer Fortdauer eben so wohl mit einander verkettet seyn, als unser jetziges Daseyn selbst mit dem Daseyn aller übrigen Kreaturen.

Wilh. Unstreitig! Aus diesem Grunde schlossen wir ja so eben, daß die Seele ein Bewußtseyn ihrer vorigen Schicksale mit sich in die Ewigkeit nehmen werde.

Mor. Wie könnte sie auch weniger mit sich nehmen, als sich selbst. — Dieses Leben hängt also mit dem künftigen zusammen, und enthält gleichsam die Anlage desselben. Unsre ganze Einrichtung hienieden hat eine Planmäßige Beziehung

ziehung auf die uns beschiedne Zukunft. Aber nicht genug, daß hier nur irgend ein Plan angenommen werde. Pläne der Gottheit müssen in jedem Betrachte die Vollkommensten seyn. Wie du nun vorhin frugst: was ist Plan ohne Zusammenhang? so frage ich jetzt: wie kann ein Plan der vollkommenste seyn, ohne den vollkommensten Zusammenhang?

Willy. Der Zusammenhang zwischen unsrer jetzigen Einrichtung und unsrer künftigen muß auch, ohne Widerrede, der Vollkommenste seyn.

Mor. Muß er es seyn — und das ist er unleugbar um desto mehr, je zweckreicher jene in Ansehung dieser ist — so muß er auch so von uns gedacht werden.

Willy. So weit unsre Einsichten reichen.

Mor. Nun freylich! — Das thun wir aber nicht, wenn wir zwar überhaupt einen möglichst vollkommnen Zusammenhang annehmen; doch aber in unsrer bestimmtern Vorstellung davon etwas nicht wollen gelten lassen, was doch, unsern natürlichsten Begriffen zufolge, ihn wirklich vollkommner machte, und in dem ganzen Plane eine Vortrefflichkeit mehr wäre. Um aufs beste von diesem Plane zu denken, müssen wir uns unsre jetzige Einrichtung nicht minder zweckreich für die Zukunft vorstellen, als es ihre Natur zuläßt. Jeden

den Zweck alſo, den ſie unſerm Verſtande, als an ſich Gottes würdig, und mit unſrer erkannten Hauptbeſtimmung völlig übereinſtimmend, darſtellt, haben wir, als ihren wirklichen Zweck, zu betrachten, und alle Vortheile, die ſie uns noch künftig gewähren kann, als uns wirklich beſchieden, zu erwarten. Wir haben dazu, wo keine Verpflichtung, doch eine volle Befugniß. — Jene Bündniſſe nun, die Gott aus einer natürlichen Harmonie der Seelen entſtehen ließ, haben ſie weiter keine Zwecke als für dieſes Leben? Sollen Sie nicht den ganzen ſegenvollen Einfluß auf unſer Glück haben, den ſie ihrer Natur nach haben könnten?

Wilh. Das ſollen ſie! ja!

Mor. Nun denn! So müſſen ſie dereinſt wieder hergeſtellt werden.

Wilh. Iſt denn aber dieſe Bedingung ſo nothwendig, daß ohne ſie Freundſchaft und Liebe unfruchtbar für die Ewigkeit ſeyn würden? Mir deucht doch, ſie würden dadurch, daß ſie unſre ſittliche Natur bilden halfen, immer noch Einfluſſes genug auf unſer ewiges Wohl behalten, auch wenn ſie der Tod auf immer vernichtete. Erinnre dich, lieber Moritz! Als ich vorhin mit zu vielem Unmuthe die Frage that, was dir deine ſo zärtliche, aber ſo ſchnell getrennte Verbin-

bindung mit jenem theuren Mädchen geholfen; was gabst du mir da zur Antwort?

Mor. O ich weiß es noch wohl, und gebe dir in so weit auch gerne Recht. Freylich hat jede tugendhafte Verbindung unaufhörlich gute Folgen, auch nach der Trennung. Allein, es giebt auch große, wünschenswürdige Vortheile, die uns nicht anders, als im Falle einer Wiedervereinigung, zu Theil werden können. Zu dem ist Trennung an sich ein Uebel und bliebe es stets.

Willy. Ausser doch, wenn es vergütet würde.

Mor. Wodurch aber vergütet? Gäbe es auch Vortheile, die jene noch überträfen, und nicht, ohne dieses Uebel, zu erreichen ständen?

Willy. Dieß eben wissen wir nicht.

Mor. Und sollten wir es denn gegen alle Wahrscheinlichkeit muthmassen? Denn weder in unsrer Natur, noch in den uns näher bekannten Absichten Gottes mit uns, ist dazu irgend ein Grund vorhanden. Sind wir doch einmal zu einem geselligen Leben, und zum Umgange mit unsers Gleichen bestimmt. Ja, Wenn sie nur eine Zeitlang währen soll, die Trennung: dann kann sie selbst in der That eine Quelle ausnehmender Freuden seyn; dann kann sie reichlich vergütet werden. Währte sie aber ewig! so gingen

gingen wir dieſer Freuden verluſtig, und — wäre dieß eine Vergütung zu nennen —? und erhielten keine dagegen, die wir nicht außerdem auch hätten erhalten können. Dieß iſt aber für die Ehre der Vorſehung nicht einerley. In der Summe unſrer Freuden ſoll ohne Noth keine fehlen, deren wir fähig ſind. In dem vollkommenſten, alles umfaſſenden, Plane müſſen Gegenwärtiges und Kunftiges im genaueſten Zuſammenhange ſtehen, und unſre jetzige Liebesverbindungen noch in der Ewigkeit alle die wohlthätigen Folgen haben, die ihre Natur nur immer zuläßt. Wäre es da wohl genug, daß ſie hier unſre ſittliche Vollkommenheit befördern halfen? und bloß hier?

Willh. Auf dieſer beruht doch am Ende alles, und Moritz, die Freuden, die aus ihr entſpringen, ſind unvergänglich.

Mor. Mithin auch der Einfluß jener Verbindung, willſt du ſagen.

Willh. Dieß haſt du ſelber ſchon eingeräumt.

Mor. Nun ja! Er iſt es! Etwa ſo, wie die Fruchtbarkeit eines ausgerotteten Baumes in den Früchten ſeiner Sprößlinge. Schade dennoch, daß er ſo jung, in ſeinem ſchönſten Wachsthume ausgerottet ward! Er, deſſen Erſtlinge ſchon ſo lieblich waren, hätte noch immer weiter empor-

wachſen,

wachsen, jeden Winter überleben, und aus sich selbst der herrlichsten Früchte noch so viele hervorbringen können! — Doch noch unendlich mehr Schade um jene zärtliche Verbindungen, die eines edlern Ursprungs, und einer ewigen Fortdauer beides so fähig und so werth sind, wenn sie gleichwol für immer sollten aufgehoben werden! Daß wir so beschaffen, solcher Seligkeiten fähig wären, nur dieß hätten wir dann, und auch nur zum Theil, ihrem Einflusse zu verdanken. Keine unsrer Seligkeiten aber entsprünge aus ihnen selbst. Unser ganzes äusserliches Geschick hätte weiter durchaus nichts mit unsern ehemaligen Verhältnissen zu schaffen. Mein Freund, meine Geliebte — sie lebten für andre, wären mit andern glücklich; nur mit mir nicht, an dessen Herz sie doch am frühsten und durch die stärksten aller Bande geknüpft waren. Sie könnten mir ewig Gegenstände des Genusses seyn, und — wären's nicht!

Wilh. Der Freund, die Geliebte nicht! Aber seine Freundschaft, ihre Liebe auch nicht? Ich dächte doch! Erinnerung an genoßnes Vergnügen ist auch wahrer Genuß!

Mor. Dieß erfuhr ich zu oft, um es läugnen zu wollen.

Wilh. Schon das Andenken an unſre Heymath, an das Haus, wo wir geboren und erzogen wurden, an die Plätze, wo wir mit jugendlicher Sorgloſigkeit hüpften; ſchon dieſes hat in der Fremde für uns ſo viel angenehmes, ſo viel rührendes. Wir lieben die lebloſen Gegenſtände, der angenehmen Beziehungen wegen, deren ſie uns eingedenk machen. Und mit welchem Wohlgefallen, mit welcher zärtlichen Regung denken wir ſtets an die geliebteren Perſonen ſelbſt zurück, die zwar jetzt weiter kein Daſeyn für uns haben, ehemals aber unſern Gemüthskräften die meiſte und würdigſte Beſchäftigung, mithin unſerm Leben ſein vornehmſtes Intereſſe gaben. Im Himmel wird es nicht anders ſeyn. Wir werden uns ihrer und der von ihnen genoßnen Liebe eben ſo zärtlich erinnern, und noch zärtlicher vielleicht.

Mor. Allein, dieſe Erinnerung wird dann auch eine Sehnſucht nach ihnen erwecken, und eine verzweifelnde Sehnſucht — würde ſie unſre Ruhe gar nicht ſtören? Wär's nicht beſſer, ſie würde befriedigt? wir fänden dort unſre Geliebten wieder und blickten dann eben ſo gemeinſchaftlich in die Vergangenheit zurück, wie wir ſie mit einander durchlebt hätten? Was meynſt du, Wilhelm? wenn Karoline und Ma-

falte, und — und Henriette hier auch noch zugegen wären?

Wilh. Wie? meine Schweſter?

Mor. Deine Schweſter! Wer möchte ein ſo ſchönes Kleeblatt trennen? — Aber ſage, wenn dieſe geliebten drey hier auch noch zugegen wären?

Wilh. Ach freylich: Wollte Gott, ſie wären's!

Mor. Oder, wenn auch dein Moritz nicht mehr lebte und meinen Platz hier nähme ein neuer Freund ein, der dir zwar im übrigen meinen Verluſt reichlich erſetzte, aber doch kein Theilnehmer deiner früheſten Schickſale geweſen wäre? — Erzähle ſie ihm! Wird ſein Herz dabey empfinden, wie das meinige? wird er, wie ich, ihrentwegen dich um deſto inniger lieben?

Wilh. Du giebſt mir doppelt zu fühlen, was es auf ſich haben würde, von den treuen Gefährten unſrer irdiſchen Wallfahrt auf immer getrennt zu bleiben.

Mor. Gewährt uns aber die gnädige Vorſehung unſern Wunſch: welch eine ergiebige Quelle der reinſten Wonne wird dann die Erinnerung des Vergangnen für uns ſeyn! Sie wird da nicht bloß einſame Betrachtungen und

wehmüthige Gefühle in uns erregen, — Gefühle, die doch immer mehr trauriges als angenehmes für uns haben müßten, und die auch den zärtlichsten unsrer neuen Genossen nicht so recht interessiren könnten; — Nein! sie wird eine glühende Liebe erzeugen, die ihren Gegenstand vor sich hat, und sich gegen ihn thätig beweisen kann; wird ein Wesen an das andre fester knüpfen, und dadurch beyder Glückseligkeit unaussprechlich vermehren. Denn die Anhänglichkeit des Herzens ist um desto inniger, in je mehreren und nützlichern Verhältnissen wir uns bereits mit unsern Freunden befunden haben. Sodann werden also eben die Verhältnisse, in welchen wir hier durch göttliche Fügung mit einander standen, eine ganz unmittelbare Beziehung auf unser künftiges Glück haben; und wie ausnehmend groß und wichtig ist dann ihr Zweck! wie einfach und zusammenhängend dann der Plan, nach welchem unsre zeitlichen und ewigen Schicksale mit einander verkettet sind! Syrich! Sollte es denn nicht wirklich ein Zweck der höchsten Weisheit und Güte seyn, die schönen Seelenbündnisse wiederherzustellen, die schon hienieden durch manche Prüfung bewährt wurden, und eben deswegen auch noch im Himmel die zärtlichsten unter allen seyn würden? Haben sie nicht

eine natürliche Bestimmung für die Ewigkeit? und könnten sie solche vergebens haben?

Wilh. Aber, Moritz! — —

Mor. Nun! was für ein Aber?

Wilh. Ein schwermüthiges! Denn bey alledem steht es noch sehr dahin, ob diese so wünschenswürdige und so natürlich scheinende Bestimmung allgemein sey. Vielleicht giebt es der Ausnahmen viele! und vielleicht ist unsre Freundschaft, o Moritz — —

Mor. Freund! Laß uns nur rechtschaffen gesinnt, nur immer einer des andern werth bleiben; und die Sorge ist eitel! Warum sollten wir Ausnahmen befürchten?

Wilh. Warum? Scheint nicht jeder Keim in der Natur zur Entwicklung bestimmt zu seyn?

Mor. Er scheint es nicht nur, er ist es!

Wilh. Und gleichwohl gehen täglich Keime zu Millionen verloren, im Thierreiche sowohl, als im Pflanzenreiche.

Mor. Doch nur, in so ferne es Keime sind?

Wilh. Dürfte ich mehr behaupten?

Mor. An sich aber sind doch alle wirklich zur Entwickelung bestimmt?

Wilh.

Wilh. Ja! Eine gewisse Anlage und die innre Möglichkeit ihrer Entwickelung ist wirklich bey allen vorhanden. Auch ist es offenbar, daß es in der Natur überall keine Art von Keimen geben könne, wovon keine je wirklich zur Entwickelung gelangen sollten. Allein, nicht das zehnte Weizenkorn wird der Erde zurückgegeben, und zur neuen Aehre entwickelt; wie denn überhaupt die unläugbarsten Bestimmungen in der Natur, ich will nur sagen, eben so oft verfehlt, als erreicht werden. So mag denn auch jede ächte Freundschaft, die hier begann, an sich einer ewigen Fortdauer fähig oder dazu bestimmt seyn, und gleichwohl nicht jede über das Grab hinausdauern.

Mor. Vielleicht von hunderten kaum eine! Doch warum nicht jede, die es werth war? Jene Keime haben der Bestimmungen mehrere, die nur in der Möglichkeit mit einander verträglich sind. Soll z. B. der Stoff eines Weizenkorns mir zur Nahrung dienen! so kann die besondre Zusammensetzung dieses Stoffes, vermöge welcher das Korn eigentlich ein Keim ist, nicht länger bestehen. Doch welcher von den künftigen Bestimmungen unsrer Natur könnte die Fortdauer gewisser Freundschaften je im Wege stehen? Taugte etwa das Klima des Himmels

nicht für alle? Gäbe es dort etwa Vollkommenheiten der Seele, die zwar mit der Freundschaft überhaupt sehr wohl, nur nicht mit dieser und jener verträglich wären?

Wilh. Dies darf man nun wohl eben nicht behaupten. Doch finde ich auch nichts widersprechendes in dem Gedanken daß mancher vielleicht zu seinem höhern Glücke dürfte einen Weg zu gehn haben, der ihn von seinem ehemaligen Busenfreunde nothwendig entfernte.

Mor. Und zwar auf immer? Widersprechendes ist in dem Gedanken nicht, aber wahrscheinliches eben so wenig. Denn ohne Zweifel wird es der Vorsehung mehr zur Ehre gereichen, wenn sie eines jeden Glückseligkeit zu vollenden weiß, ohne ihn deswegen eines einzigen wirklichen Gutes, und noch dazu eines, mit so vieler Sehnsucht zum voraus gehofften, Gutes, auf ewig zu berauben. In dem unaufhörlichen Fortlauf der Dinge wird doch früher oder später der Zeitpunct erscheinen, da sie auch mir diese Wohlthat wird können angedeihen lassen, selbst jener huldvollen Absicht wegen. Sie kann dazu unmöglich eines so grossen Uebels bedürfen, als für mich wenigstens eine ewige Trennung von dir, Wilhelm, und ach! von jener unvergeßlichen Freundinn für mich seyn würde.

Wilh.

Wilh. Guter, lieber Moritz! — Aber nicht wahr? zur besten Welt gehören doch auch Uebel?

Mor. Als solche nun eben nicht; wohl aber, als nothwendige Mittel, als unvermeidliche Bedingungen eines höhern Gutes — Die höhern Güter also, die ohne das Uebel einer ewigen Trennung etwa unerreichbar wären? Nenne mir ein solches!

Wilh. Ich dürfte eben keines zu nennen wissen, und es könnte ihrer dennoch geben.

Mor. Es könnte geben! Wie viel Gewicht hat denn eine so allgemeine und so schlechthin angenommene Vermuthung gegen bestimmte Gründe? Meinen grossen Verlust bey einer fortwährenden Trennung sehe ich sehr wohl ein; von ihren möglichen Vortheilen hingegen finde ich gar keinen Begriff in mir.

Wilh. Wenn ich dir nun aber wirklich einen Vortheil nahmhaft machte? — Zur Glückseligkeit gehört es doch auch unstreitig, daß man sich in die unangenehmen Verhältnisse, in die man geräth, zu finden weiß.

Mor. Wahr genug, mein Liebster, in so fern man solchen nicht immer ausweichen kann. Doch eben so unstreitig ist es noch mehr Glückseligkeit, in keine unangenehme Verhältnisse, oder doch so selten, als möglich, zu gerathen. Denn

ich, meines theils, glaube doch, allen Stoikern zu Troz, daß das Unangenehme nicht angenehm, und daß es beſſer ſey, kein Uebel ertragen zu dürfen, als es mit epictetiſcher Standhaftigkeit ertragen zu können.

Wilh. Stoiker war ich nie, das weiß der Himmel! Und da du es auch weißt, ſo würde es dir nur lächerlich vorkommen, wenn ich jetzt den Stoiker machen wollte. Aber du ſelbſt, ſo viel ich mich erinnre, fandeſt an ihren Lehren immer viel wahres.

Mor. Und auch viel übertriebnes! Doch das gehört nicht hieher. Was wollteſt du weiter ſagen? Etwa, daß Uebel vorhanden ſeyn müſſen, ſelbſt unnöthige Uebel, bloß, damit wir ſie ſtandhaft ertragen mögen?

Wilh. Du giebſt dem Gedanken eine verfängliche Wendung. Freylich ſcheint es, daß Standhaftigkeit nur, unvermeidlicher Uebel wegen, nothwendig ſey; nicht Uebel der Standhaftigkeit wegen. Allein, eine unerſchütterliche Geduld, eine verläugnungsvolle Ergebenheit in den göttlichen Willen — ſind ſie nicht an ſich ſelbſt, auch ohne Rückſicht auf die Unvermeidlichkeit der Uebel, vortreffliche, liebenswürdige Eigenſchaften der Seele? Sind nicht alle Leiden für ſie eben ſo viele heilſame Gelegenheiten, ſich in dieſen Tugenden zu üben? vermehrt dieſe Uebung

bung nicht ihre Thatkraft? mithin ihre innre Vollkommenheit, und die, mit ihr ſtets gleichmäßig wachſende, ſelige Selbſtzufriedenheit? Wenn das iſt; ſo könnte ja die Trennung von ſeinen Lieblingen ein ſolches heilſames Uebel für manchen ſeyn, beſtimmt, in der Folge ſein Glück zu vermehren, wiewohl es anfangs dadurch vermindert wird.

Mor. Freund! Gedenke daran, und übe Tugend, wenn auch dir eine ſo herbe Prüfung bevorſtehen ſollte. Denn, in dieſer Sterblichkeit kann es ja nun einmal nicht anders ſeyn! hier muß alles von einander ſcheiden, und oft am frühſten, was ſich am meiſten liebt! Sollte denn aber die Vorſehung dieſes Uebel unnöthiger Weiſe verewigen?

Wilh. Unnöthiger Weiſe? wenn es einen ſo herrlichen Zweck hätte?

Mor. Ja! da dürfte, mitten im Himmel, noch manches Fegefeuer lodern? — Und wenn nun jener Zweck ſelbſt endlich wegfiele, indem er erreicht worden wäre? wenn ſelbſt dieſes Zweckes weges jenes Mittel einmal aufhören müßte? So iſt es, deucht mir! Denn die Seele ſollte durch die Uebung, die es veranlaßt, an ihrer Thatkraft gewinnen, um wirklich immer mehr Thätigkeit äuſſern zu können. Das Mit-

tel aber ist und bleibt ein Uebel, welches ihre Thätigkeit einschränkt; und wir sind unstreitig glücklicher im Handeln, als im Leiden; glücklicher im Gefühle freywirkender Kräfte, als gebundner. Jedes Uebel also, so heilsam es anfangs zur Uebung unsrer Seelenkräfte seyn mag, muß in dieser Absicht immer mehr an Ersprießlichkeit abnehmen, je mehr die Seele bereits an Vollkommenheit zugenommen hat, und endlich ist die Befreyung von demselben ihre billige Belohnung. — Kann es denn übrigens auch in keiner Periode unsers künftigen veredelten Daseyns je ganz an natürlichen Uebeln fehlen, die eine ausharrende Geduld, eine entschloßne Ergebenheit in den göttlichen Willen heischten: ey nun, so, dächte ich, hätten wir an diesen genug, und Gott dürfte uns, zur willkührlichen Uebung, nicht eben die herrlichen Vortheile einer Wiedervereinigung mit unsern liebsten Freunden auf ewig entziehen. Kurz, wofern du sonst keinen Zweifel hast — dieser scheint mir zu unbedeutend.

Wilh. In der That, ich hätte noch einen, oder doch einen Grund, der jenen rechtfertigt.

Mor. Nehmlich?

Wilh. Die Analogie unsrer Schicksale bisweilen. Es ist wahr:

Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe sich getrennet hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen, Hand in Hand, zur Ruh.

Aber tausende bleiben auch getrennt ihr Lebenlang.

Mor. Und der Tod trennt endlich alle Freunde, ohne Ausnahme. So wird's denn auch wohl künftig aber und abermals eine allgemeine Scheidung, und, wenn auch eben so oft eine Zeit der Wiedervereinigung kömmt, doch immer aufs neue der Ausnahmen so viele geben, bis am Ende von allen unsern jetzigen und künftigen Liebes-Bündnissen auch nicht eines mehr übrig bleibt.

Wilh. Immer möglich!

Mor. Dann aber wäre Freundschaft an sich selbst nicht mehr das erhabene Gut, das göttliche Kleinod, wofür ich es hielt. — Siehe, Freund, der Stein hier ist ein ächter Demant. Aber warum denn kostbarer, wie Glas? Glas könnte ja eben die Dienste thun.

Wilh. Aber die Schönheit des ächten Demants und des nachgemachten — welch ein Unterschied.

Mor. Ein größrer vielleicht, als es mir vorkömmt, da ich so wenig prunkliebend bin. Doch die Thorheit selbst wäre wol nicht thöricht genug, ihn bloß seiner Schönheit, und auch seiner Seltenheit wegen so außerordentlich hoch zu schätzen. Was aber dem Demant seine wahre Vortrefflichkeit giebt, was mir selber den hier von Karolinen, als Sinnbild unsrer Liebe, schätzbarer macht, ist die Unvergänglichkeit seiner Reize. Kein Stoß zerbricht ihn! Und ach! Eine ächte Freundschaft sollte mit den elendesten Eitelkeiten einerley Schicksal haben.

Mit jener Analogie ist es überhaupt so etwas! Sie ist nicht die Quelle, aus der ich meine Muthmaßungen über die Zukunft gerne schöpfen möchte. Muß denn der Fortgang durchaus dem Anfange, das Ewige einer kurzen Reihe von Momenten gleichen? Darf man wohl der Tugend, die hier oft biß zum Grabe mit Trübsalen ringen muß, ihre Aussicht in eine Kummerfreye Zukunft durch den Nebel solcher Schlüsse trüben? Versuchte man's dennoch; nun so mag sich die leidende Tugend, und mit ihr die weinende Freundschaft — denn sie gehört ja zum Geschlechte der Tugend — auf die Huld und Gerechtigkeit ihres Gottes getrost verlassen.

Wilh.

Wilh. Schwerlich, ſchwerlich wird auch ihre Zuverſicht getäuſcht werden. Ob man indeſſen befugt ſey, eine beſtimmte Art der Glückſeligkeit, als das Wiederſehen, unſrer Freunde, ſelbſt von der Gerechtigkeit Gottes zu erwarten, weiß ich nicht. Von ſeiner Güte freylich —

Mor. Und warum denn nicht von ſeiner Gerechtigkeit? Dieſe iſt nichts anders, als die weiſe Güte, womit er ſeine Geſchöpfe, dem Wohl des Ganzen und ihrem eignen Verhalten gemäß, behandelt. Ordnung und Harmonie in der moraliſchen Welt iſt der weſentliche Gegenſtand ihres Amtes. Verdienſte müſſen daher belohnt werden, und die Belohnung muß dem Verdienſte angemeſſen ſeyn; auch der Art nach. Nun hat doch wohl die Liebe — ſie ſey thätig, in welchen Verhältniſſen ſie wolle — ihre Verdienſte, die vor dem höchſten Richter einer Vergeltung werth ſind?

Wilh. Es müßte denn gar keine geben.

Mor. Was thut ſie nicht alles, und was leidet ſie nicht alles! Mancher treue Pythias wird ſeines eignen Glückes nicht froh, weil er ſeinen Buſenfreund, ſeinen Damon, unter Kummer und Schmerz erliegen ſieht, ohne ihm helfen zu können. Manche Liebende, die von der Vorſehung ſo ganz für einander beſtimmt ſchienen,

nen, werden von ihr selbst; noch mehrere durch väterlichen Groll, durch Ehrsucht, Geiz und tückische Bosheit getrennt, und sind elend durch eben das, was sie glücklich machen sollte. Romeo und Julie! Abelard und Heloise! Du kennst die Auftritte ihrer Zärtlichkeit und ihres Jammers! — Jene Mutter, — mit wie rastloser Sorgfalt wartet sie des theuren Säuglings, den sie, als eine Bürde, unter ihrem Herzen getragen, und mit Angst und Wehe geboren hat! Alle Ruhe und Bequemlichkeit verläugnet sie, um seine Noth zu lindern, sein Leben zu erhalten. Bekümmernisse, immer eine noch trauriger, wie die andre, drängen sich in ihrer Seele, und rauben selbst ihrem kurzen Schlafe sein erquicklichs. Das erbärmliche Schreyen der zarten, gemarterten Unschuld ist jedem fremden Ohre und Herzen unausstehlich, nur dem ihrigen nicht, welches gleichwohl am stärksten fühlet. Dieß alles erträgt sie willig, erträgt es Jahre hindurch mit unbegreiflicher Geduld und wird oft selbst ein Opfer ihrer Zärtlichkeit. In Wahrheit! Mutterliebe thut oft Wunder, die alle Wunder des Heldenmuths übertreffen! Und was hat sie zum Lohne? Sie hat ihn gerettet, ihren lieben Säugling, und nun gesellen sich zu den Sorgen der physischen Erziehung

noch

noch die der moraliſchen. Wie treulich hilft ſie die junge Seele bilden, und den Samen des Glücks in ſie ausſtreuen! Welche Schwierigkeiten ſind dabey aufs neue zu überwinden! Wie entzückend ſind aber auch jetzt ihre Ausſichten! und wie nahe! Denn der hofnungsvolle Knabe wird nun eine Jüngling und — ſtirbt! Hin ſind alle ihre Freuden! alle ihre Hofnungen! Sie wird nicht erndten, was ſie geſäet hat! wenigſtens hier nicht! Und auch dort nicht? Wie weit ſchlechter hätte es da die moraliſche Liebe, als der blinde Inſtinct? Wenn da doch die menſchliche Mutter nur ganz das Schickſal jeder thieriſchen hätte! Wenn ſie nur auch ſo vergeſſen könnte! — Soll ich dich noch in den Kerker eines Calas führen, und dir ſeinen Abſchied zeigen?

Wilh. Ach! Das hat Chodowiecki ſchon gethan! Der arme, ſchuldloſe Greis! Wie er da ſitzt! Wie ihn die Seinigen umringen! Man ſieht's, ſeine Seele hing nie ſtärker an ihnen, nie zogen die Bande der ehelichen und väterlichen Liebe feſter an, als in dieſem Augenblicke, da ſie ſo gewaltſam zerriſſen werden. Gott! Daß es je wirklich ſo eine Scene auf Erden gab! Ich möchte — fluchen möcht' ich den Barbaren, ſeinen Richtern!

Nier.

Mor. Nein! Fluche ihnen nicht! Die Unschuld gemishandelt zu haben, ist Fluches [illegible]ug! — Allein, so herbe Kränkungen hat oft die Liebe zu erdulden, deren alltägliche Verdienste schon so groß sind. Welche Belohnung hat sie nun von dem Vergelter alles Guten zu erwarten? — Wahr ist es, einer wohlwollenden Seele vergilt sich ihr Thun und Leiden gewissermaßen immer schon von selbst. Durch beydes wird ihre eigne Natur veredelt, und das Gefühl ihres erhöhten innern Werthes, ihrer verstärkten sittlichen Kräfte versüßt ihr auch ihre bittersten Leiden, und begleitet sie in die Ewigkeit. Dort wird sie denn schon Gelegenheit zur ungehinderten und reichlichen Befriedigung ihrer wohlwollenden Triebe finden. Und wenn sie nur die hat, so hat sie unstreitig eine Belohnung, die ihren Verdiensten gemäß ist. Ob dann die Gegenstände ihrer Thätigkeit noch die nehmliche sind, oder nicht! darauf scheint am Ende so gar viel nicht anzukommen. — Aber wirklich nicht? Warum ist denn Trennung von ihnen so unendlich schmerzhaft? Ihre Natur bringt es so mit sich. Sie muß diejenigen die sie wahrhaftig liebt, unaufhörlich zu besitzen wünschen, und wird es wünschen, so lange sie das Daseyn behält. Diesen helfen

Wunsch

Wunſch nun erfüllt zu ſehen; eben die einſt wieder zu finden, die ſie noch tief im Tode mit ihren letzten Gedanken, ihren letzten ſterbenden Empfindungen umfaßte; mit ihnen alsdann ein unvergängliches Glück zu theilen, mit welchen ſie vormals Leid und Freude, Kummer und Troſt, Zweifel und Hofnung theilte; an ihren Vollkommenheiten ſich zu ergötzen, zu deren Wachsthume ſie ſelbſt ein groſſes beytrug; und nunmehr zugleich die ehedem wohl verkannte oder doch nur geglaubte Weisheit und Güte der Vorſehung, — deren Wege oft freylich ſo dunkel, ſo traurig waren — in ihrem helleſten Lichte zu erblicken: o gewiß! dieß wäre nicht nur ein ſehr weſentlicher Zuwachs ihrer Glückſeligkeit; ſondern gerade auch der angemeſſenſte, der natürlichſte, Lohn für die wohlwollende Seele, indem er aus eben den Verhältniſſen entſprünge, worin ſie ſo verdienſtlich gehandelt oder gelitten hätte. Zudem will ja die Gerechtigkeit Gottes auch erkannt ſeyn. Und wer könnte ſie beſſer erkennen, wer billiger ein Zeuge der Vergeltung ſeyn, als diejenigen, die unmittelbare Zeugen des Verdienſtes waren? Iſt es daher nicht beynahe Pflicht, jenen Lohn von Gott, dem Weiſen, dem Gütigen, dem Gerechten zu erwarten? Und ſollte er dieſe Erwartung nicht auch erfüllen wol-

leu? — Zweifle, wer da kann! Ich vermags nicht! Der uns so viele Furcht vor dem Tode gab, läßt uns nicht auf ewig dahinsterben; er schenkt uns das Leben wieder! Und eben der hätte liebenden Personen die Trennung noch bitterer, als den Tod gemacht, und trennte sie doch auf ewig? Nimmermehr!

Wilh. Nein! Nimmermehr! Das thut der unaussprechlich gute Geist nicht! Das wird er nicht thun!

Mor. Nun doch, liebster Wilhelm! Wofern wir die Analogie zu Rathe ziehen; so, besorge ich, werden wir diesen zuversichtlichen Ton wohl wieder etwas herabstimmen müssen. Denn wie geht's hier im Leben? Die beweintesten Lieblinge werden nach und nach vergessen, oder doch so gut, als vergessen. Wenn man sich ihrer auch erinnert, so geschieht es doch nur selten, und immer seltner, immer kälter.

Wilh. Dieß also wäre auch in deinem Herzen einst Karolinens Schicksal und das meinige?

Mor. So bald gewiß nicht. Man braucht aber auch Zeit, um erst auszutrauern; der eine mehr, als der andre.

Wilh. Und wer die wenigste braucht, dessen Herz ist wohl nicht das edelste, sollt ich meynen.

Mor. Es ist aber nun einmal so und ist Ge-

setz

ſetz der Natur! Wie ſollte man auch ſonſt das Leben ertragen? Anfangs iſt der Hinterbliebne kaum eines Troſtes fähig. Allmählich aber, ſo wie andre Dinge ſeinen Geiſteskräften immer mehr zu thun geben, verwandelt ſich oft die peinlichſte Sehnſucht in ein ruhiges Andenken, und er findet alsdann in neuen Verbindungen leicht eben ſo viel, vielleicht noch mehr wieder, als er eingebüßt hatte. Ueberhaupt iſt uns auch zu unſerm Glücke kein endliches Weſen ſchlechterdings unentbehrlich. Vielleicht haben wir alſo in einem Stücke zu viel vorausgeſetzt. Vielleicht iſt die vom Todesſchlafe erwachte Seele ihrer ehemaligen Lieblinge nicht mehr ſo lebhaft eingedenk; oder wird doch, unter der Menge angenehmer Beſchäftigungen mit der Zeit vollkommen gleichgültig gegen ſie. Mit der Zeit, Wilhelm!

Wilh. Von der meinigen ſollte mir's leid thun! Immer hat michs an dem großen Haller verdroſſen, daß er, der ſeine Mariane mit ſo heißem Affect beklagt hatte — Und es waren doch keine Dichter-Klagen — nachgehends doch von Eliſen ſagen konnte:

Ich hatte dich aus einer Welt erleſen,
Aus einer Welt wählt ich noch jetzo dich!

Arme Mariane, dacht ich, alſo dich nicht.

Mor. Da ſiehſt du! Ich muß wohl geſtehen,

es war mir selbst nie so ganz recht von ihm. Doch laß uns den Mann entschuldigen, der eine zweyte würdige Gattin verloren hatte, und diesen Verlust stärker fühlen mußte, weil er neuer war. Er konnte beym Schmerz der noch blutenden Wunde an die Narbe der vorigen nicht gedenken. Es scheint freylich, als habe er Marianens nicht mehr gedacht; und gleichwohl hätte ich seinem Herzen die Noth nicht gönnen mögen, daß es eine ausschliesende Wahl unter beyden gegolten hätte. — Du glaubst aber, wie es scheint, Haller sey durch seine Zärtlichkeit für Ellsen ungerecht gegen Marianen geworden. Woher dieß? Ist etwa der Gatte zu tadeln, der ein zweytes, ein drittes Bündniß schließt, nachdem der Tod das vorhergehende aufgehoben hat, und der nun mit gleicher Wärme liebt, wie vorhin? Ist er zu tadeln?

Wilh. Ich weiß nicht! Aufrichtige Liebhaber geloben sich eine ewige Treue, und wenn sich eine Wiedervereinigung hoffen läßt —

Mer. Wie denn? Wird man bundbrüchig gegen den ältern Freund, indem man eine neue Freundschaft eingehet?

Wilh. Aber den ersten Platz in deinem Herzen möchte ich doch gerne behalten, wenn ich ihn

je

je gehabt habe. Und hier iſt auch nicht von bloſer Freundſchaft die Rede, ſondern von Liebe. Dieſe darf nur einen Gegenſtand haben, man müßte denn, wie ein Sultan, lieben.

Mor. Verſtehe dich ſelbſt nur recht. Was geloben ſich einander die Liebenden? Was können ſie ſich geloben? Ewige Treue vielleicht! Aber auch ewige Liebe?

Wilh. Ey ich dächte doch!

Mor. Alſo Liebe bis in den Tod!

Wilh. Und in alle Ewigkeit, ſo Gott will!

Mor. Nun! Da können ſie vernünftiger Weiſe nicht ihre Leidenſchaft meynen; nicht die beſondre Art der Liebe, die ein ausſchlieſſendes Recht übt. Denn dieſes Recht, ſo wie dieſe Liebe ſelbſt, beruht doch nur auf äuſſerlichen Verhältniſſen, eid in Anſehung der Seele ſelbſt und ihrer ſittlichen Gefühle nicht weſentlich ſind, und die zugleich mit dem gegenwärtigen Leben ein Ende nehmen. Sie können alſo nur den Bund ihrer Seelen, nur die reine Freundſchaft meynen, die auch nach Aufhebung aller irdiſchen Verhältniſſe beſtehen kann. Allein, dieſe leidet mehrere Theilnehmer, und wenn ſie noch ſo zärtlich iſt. Was ſündigt alſo der, welcher zum zweyten male liebt? Muß gleich der abweſende Freund dem gegenwärtigen, muß hier gleich

Freundschaft der Liebe nachstehen; ey nun, die erste Geliebte behält, was sie behalten konnte, und die zweyte wird das nehmliche Schicksal haben. In jenem Leben aber können mehrere an dem zärtlichsten Bunde Theil nehmen.

Wilh. Ob feurige Liebhaber dir dieß wohl einräumten? Ich zweifle noch! Vermuthlich würden sie diese reine Freundschaft für einen ziemlich schaalen Ueberrest ihrer Liebe halten.

Mor. Und da in der That nach sehr verkehrten Begriffen urtheilen. Vielmehr wird sich die himmlische Freundschaft zu der reinsten irdischen Liebe verhalten, wie ein geistreicher, erquickender Wein zu dem gährenden Moste, aus welchem er, mit Absonderung aller unedlern Bestandtheile, erzeugt worden.

Wilh. Aber wahr ist es doch: ein so inniges, so ganz ungetheiltes, in aller Absicht vollkommnes Interesse, wie die Liebe, hat die Freundschaft nie, auch die feurigste nicht. Jene beseelt mit einem ganz andern Feuer! Ihre Freuden sind noch weit süßer und noch weit heisser ihre Thränen! Nicht so, liebster Moritz?

Mor. Freylich, freylich! — Das macht, weil Freundschaft nur unsern Geist, Liebe hingegen den ganzen Menschen, auch seine Sinnlichkeit, interessirt, und weil überhaupt zwischen

Mann

Mann und Weib ein weit engeres Verhältniß ſtatt findet, als zwiſchen Perſonen von demſelben Geſchlechte. Allein, dieſer Unterſchied wird künftig wegfallen.

Wilh. Was ich aber glaube? Daß er nicht ſo ganz und gar wegfallen werde. Denn iſt nicht gewiſſermaßen den Seelen ſelbſt ein Geſchlechts-Character eigen? ein männlicher den männlichen und ein weiblicher den weiblichen Seelen? Und ſollte nicht auf dieſem contraſtirenden Verhältniſſe auch noch künftig ein höherer Grad der Zuneigung, ein ganz eignes Intereſſe beruhen?

Mor. Immerhin, Wilhelm! Aber doch nur ein geiſtiges Intereſſe, wie zwiſchen Freunden; mithin noch keine Verbindung, die jeden dritten ausſchlöſſe. Wer weiß, eine ſolche mag unſrer künftigen Verfaſſung überhaupt, und den erhöhten Kräften unſers Geiſtes nicht einmal recht angemeſſen ſeyn. Wir werden freylich den einen mehr lieben, wie den andern, und natürlicher Weiſe den am meiſten, der ſchon ehedem ein Gegenſtand unſrer innigſten und vertraulichſten Liebe geweſen. Doch, wie geſagt, die zärtlichſte Freundſchaft kann mich nicht verpflichten, jeden andern weniger zu lieben, als ich ihn deſſen werth finde. Auch findet keine Eiferſucht zwi-

schen denen statt, die mit größter Eintracht alles, selbst ihre Liebe unter einander gemeinschaftlich besitzen und genießen. Dieß war ja der Fall mit dem Grafen von Gleichen und seinen beyden Frauen; also selbst in einem Bunde, der, seiner Natur nach, kein ganz ungetheiltes Interesse, mithin keine völlige Eintracht unter mehrern zuzulassen scheint.

Wilh. So verzeihe mir, Geist des großen Hallers!

Mor. Indessen sehn wir an seinem Beyspiele, wie an unzähligen andern, daß auch Leute von dem besten Character, und die nichts weniger denn frostig geliebt hatten, bey einer zweyten zärtlichen Verbindung das Andenken der ersten ganz ruhig in ihren Herzen aufbewahren können. Warum sollte ihnen dieß künftig nicht eben so möglich seyn? Und was versäumte denn die göttliche Güte eben großes, wenn sie einen, kaum mehr vorhandnen Wunsch unerfüllt ließe?

Wilh. Gleichwohl entsprang dieser Wunsch aus einer so edlen Quelle! war so ganz in unsrer sittlichen Natur, in einer wahren Vollkommenheit unsrer Seele gegründet!

Mor. Mir deucht, dieser einzige Grund sey auch hinlänglich gegen alle Zweifel. Da jene analoge Erfahrungen nicht blos veränderliche

Schick-

Schickſale, ſondern die unveränderliche Natur unſrer Seele betreffen: ſo laſſen ſie allerdings vermuthen, daß, wenn es der Vorſehung gefallen ſollte, uns auf ewig zu trennen, wir uns endlich wohl, wiewohl immer nur halb, zufrieden geben würden. Wir müßten! und der Nothwendigkeit widerſteht man nie lange! Deswegen aber bleibt es doch durchaus unwahrſcheinlich, daß die Vorſehung es wollen werde, es wollen könne. — Alle edle Herzen empfinden, wie du, den Werth der Treue. Jedermann würde mit Recht den Fühlloſen verachten, der ſich, ohne Hoffnung des Wiederſehens, und doch ganz ruhigen Muthes, von ſeinen bewährteſten Freunden trennen könnte; oder den Leichtſinnigen, in deſſen Buſen die warme Zärtlichkeit, die er heute beym Abſchiede fühlen mag, morgen ſchon zu einem gleichgültigem Andenken erkaltet, und noch einen Tag ſpäter ganz und gar verſchwunden ſeyn wird. Hingegen halten wir den für liebenswürdig, der nicht nur ſeinen Lieben unverbrüchlich ergeben bleibt, ſo lange das Schickſal ihn und ſie beyſammen läßt, nicht nur mit Wehmuth von ihnen ſcheidet; ſondern auch dann noch, wann die Zähren der erſten Wehmuth ſchon längſt aufgetrocknet ſind, ſich ihrer noch oft, und nie ohne zärtliche Regung

erinnert. Und unser Herz gefällt sich selber so wohl im Gefühl seiner Treue, daß es eben deswegen nur zu gerne seinen zärtlichen Gram übertreibt. Es bleibt also dabey: ein edles Gemüth, das einmal wahrhaftig geliebt hat, kann sich zwar durch Hoffnung oder aus Nothwendigkeit beruhigen, aber nie gleichgültig werden, nie ganz den Wunsch der Wiedervereinigung mit den Geliebten aufgeben. Weiter können jene Erfahrungen auch nichts beweisen.

Wilh. Ja, und noch mehr. Die Beharrlichkeit in solchen Gesinnungen ist nicht bloß, als ein Vorzug des Charakters, sondern sogar, als eine wahre Pflicht anzusehen. Der Mensch hat kein köstlicheres Eigenthum, als die Zuneigung seines Herzens. Wer mich also liebt, der schenkt mir das beste, was er hat, und was keines Tyrannen Gewalt von ihm erpressen konnte. Ich bin ihm daher Dank schuldig, wenn er mir auch weiter keine Dienste erwiesen hat. Hat er vollends zu meinem innern und äußern Glücke vieles beygetragen, zu wie vieler Dankbarkeit bin ich ihm dann verpflichtet! Dankbarkeit aber darf da noch nicht aufhören, wo die Gelegenheit, sie zu befriedigen, aufhört.

Mor. Du bist mir mit dieser Betrachtung zuvorgekommen. Treue und Dankbarkeit also kann

und

und wird in keinem himmliſchen Character feh-
len. Und nun! Was wird der Urheber unſrer Natur künftig über uns verfügen? Wird Er, der jede ſittliche Vollkommenheit an uns ſo hoch ſchätzt, und uns ſolches hier ſchon ſo kräftig zu empfinden giebt, wird Er nicht unſre ewigen Schickſale den guten, edlen Geſinnungen unſrer Seele gemäß einrichten?

Wilh. Zuverläſſig.

Mor. Sollen Treue und Dankbarkeit, dieſe ſchönſten Tugenden unſers Herzens, ſtets mit unſrer wahren Beſtimmung unverträglich ſeyn? wie ihre ganze Anwendung leiden?

Wilh. Nein gewiß nicht!

Mor. Kann es alſo in unſern künftigen Verbindungen einen ſteten Wechſel, immer aufs neue kränkende Trennungen geben?

Wilh. Trennungen vielleicht; aber nicht auf immer! Dann ſehe ich aber auch keinen Grund, warum eben die früheſten Bündniſſe unſers Herzens allein ſollten auf ewig getrennt bleiben.

Mor. Es giebt auch keinen! Die Theilnehmer unſrer jetzigen Schickſale behalten das älteſte Recht auf unſre Liebe; unſer Daſeyn iſt mit dem ihrigen, ſo zu reden, ſchon in den Wurzeln verflochten; ſie haben von jeher einen ſo wichtigen, einen unvergeßlichen Einfluß auf unſer Glück

gehabt;

gehabt; durch den Reiz so vieler gemeinschaftlichen Erinnerungen müßte dort ihr Umgang uns vor allen der angenehmste seyn, wie er es hier gewesen; zu dem würde die Wiedervereinigung mit ihnen eine Erfüllung unsrer sehnlichsten und natürlichsten Wünsche, die beste Vergeltung unsers geselligen Thuns und Leidens, die herrlichste, sichtbarste Rechtfertigung der Vorsicht und der angemessenste Beweis des gnädigen Beyfalls seyn, dessen Gott unser Vertrauen auf seine Güte und die treuen, wohlwollenden, dankbaren Gesinnungen unsers Gemüths gewürdigt hätte. — Ja, liebster Wilhelm! ich schwöre dir eine ewige Freundschaft; denn ich darf es! So gewiß die Wege der Vorsehung lauter Güte und Wahrheit sind — Wir werden uns wiedersehen!

Wilh. O dann wollen wir noch oft des heutigen Tages gedenken! noch oft mit entzückter Seele einander sagen: wir dachten es wohl! — Doch noch eine Frage: wie werden wir uns erkennen? wird unser neue Leib die Gestalt, die kennbaren Züge des irdischen an sich tragen? Ich würde dies ohne Bedenken annehmen, wäre nur nicht so manche liebenswürdige Seele mit einer reizlosen Hülle umgeben.

Mer.

Mor. Auf dieſe Unterſuchung wollen wir uns lieber gar nicht einlaſſen. Mag ſich die Phantaſie damit beluſtigen, wenn ſie will; für unſern Verſtand iſt ſie zu hoch. Was bedarf es deren auch eben? In jeder Geſtalt, hoffe ich, werden ſich liebende Seelen einſt erkennen, wie ich dich in jeder Kleidung erkannt haben würde; wo nicht beym erſten Anblicke, doch bald genug!

Wilh. Ja, was das betrifft — Mein Geſicht bleibt in jeder Kleidung das nehmliche. Wie aber, wenn du mich, meiner gänzlich veränderten Bildung und Sprache wegen, für eine ganz neue Bekanntſchaft hielteſt, und mir ginge es, in Anſehung deiner, eben ſo? Soll die Wiedervereinigung uns zur Freude gereichen; ſo iſt es doch einmal nothwendig, daß wir uns wirklich für die ehemaligen Freunde erkennen.

Mor. Dafür wird der ſchon ſorgen, der für alles ſorgt. Genug, daß wir ihm die huldreiche Abſicht zutrauen dürfen. Geſetzt auch, von unſrer irdiſchen Bildung werde kein ähnlicher Zug mehr übrig bleiben; dennoch wird es keine Noth haben, auch keiner beſondern Offenbarung bedürfen. Gott darf nur einen Umgang zwiſchen uns vermitteln, und es dann uns ſelbſt überlaſſen, die koſtbare Entdeckung zu machen. Es kann nicht fehlen, die Mittel des Umgangs

werden

werden uns bald den verbrüderten Geist zu erkennen geben. Siehe, wird etwa der eine sprechen, indem er seine vorigen Schicksale einem seiner himmlischen Busenfreunde erzählt, der war ich und so hießen meine Freunde. Aber die zärtlichste Neigung meines Herzens besaß eine Freundinn, die mit jedem Reize der Tugend geschmückt, einer frühen Unsterblichkeit würdig erfunden ward. Oft sprachen wir mit einander von den Wohnungen der Freude und von der unaussprechlichen Wonne des Wiedersehens nach der langen gefürchteten Trennung. Denn wir hofften zu dem Gott der Liebe, nicht auf immer getrennt zu bleiben, sondern dereinst uns wieder zu finden, und dann, die Ewigkeit hindurch nur ein freudenvolles Schicksal zu theilen. Nicht lange, so mußten wir uns trennen, noch ehe wir ganz verbunden waren. O der peinlichen Trennung! Nicht sie allein, auch ich rang mit dem Tode, da sie starb, mit ihrem Tode! Allein, ihr emporsteigender Geist schied mit dem zuversichtlichen Zuruf von mir: so wahr der Allgütige lebt, wir sehen uns wieder. — Indem er so mit dem neuen Gespielen redet, horcht ihm dieser mit freudigem Erstaunen zu und hat Mühe, sich zu halten. Und nun stürzt er ihm in die Arme und ruft: ja, der Allgütige ley ge-

gepriesen! Ich bins, die du suchest, die du vormals deine — Karoline nanntest.

Wilh. Gott! daß ich dabey seyn solte, als Zeuge und Mitgenosse eures auf ewig erneuerten Bundes! Welch eine Scene muß das seyn!

Mor. Ach! du hast noch keine geliebtere Person verloren; noch nie den Jammer einer solchen Trennung, die nachmalige Leerheit der Seele, den Ueberdruß seiner selbst, die Qual vernichteter Hofnung und die härmende Sehnsucht eines Verlaßnen gefühlt, mithin immer nur kalte Vorstellungen von jener Freude. — Hast du eine Geliebte, Wilhelm?

Wilh. Nein, noch keine,

Mor. Aber doch eine Schwester, die du sehr zärtlich liebst.

Wilh. So zärtlich, als je ein Bruder geliebt hat.

Mor. Und eine kränkliche Schwester.

Wilh. So schreibt mein Oheim. Es hat aber doch keine Gefahr will ich hoffen?

Mor. Wer steht dafür?

Wilh. Nein, nein doch! Aber morgen im Tage will ich hin. Du begleitest mich doch?

Mor. Wie gerne, wenn's die Umstände litten! — Stelle dir indessen einmal recht lebhaft vor, als wenn du jetzt ankämest, und die liebenswürdige

dige Henriette, auf deren schwesterliche Liebkosungen du dich Jahre lang gefreut, nicht vor der Thüre, nicht am Fenster, auch nicht im Bette, sondern — im Sarge anträfest.

Wilh. Ach, Moritz! wozu das? Mich schaudert bey dem Gedanken!

Mor. Und dann, liebster Wilhelm, wenn du von dieser traurigen Idee recht voll bist, wenn du gleichsam nun selbst erfahren hast, welche Pein die Zerreissung so zärtlicher Bande verursacht, dann gedenke dir den seligen Auftritt des Wiedersehens.

Noch oft erinnere ich mich einer rührenden Begebenheit, von der ich selbst in A** ein Augenzeuge gewesen bin. Ich wüßte nicht, daß ich sie dir schon eher erzählt hätte; sie verdient es aber! Der würdige Mann, dessen Haus- und Tischgenosse ich während meines dortigen Aufenthalts war, lebte als Wittwer, und die Wirthschaft führten ihm seine Nichte und sein Mündel, ein Paar junge Frauenzimmer von dem besten Character. Die letztere hieß Karoline, und die Nichte — wie hieß sie doch noch? — Henriette, wo mir recht ist. Diese guten Kinder hatten seit einiger Zeit einen sehr schweren Kummer auf dem Herzen. Denn, Karolinens Bräutigam

und

und Henriettens einziger Bruder, die ſich in Handlungsgeſchäften faſt zu gleicher Zeit nach England eingeſchifft hatten, kamen gar nicht wieder. Schon acht Monate waren verſtrichen und ſie kamen nicht. Auch war bisher nicht die mindeſte Nachricht weder von ihnen, noch von den Schiffen eingelaufen. Da nun überdem den vierten Tag nach ihrer Abfahrt noch ein heftiger und anhaltender Sturm aus Süden geweht hatte; ſo ſchien nichts gewiſſer zu ſeyn, als daß beyde ihr Grab in den Wellen gefunden. Du kannſt alſo leicht denken, wie untröſtlich Braut und Schweſter geweſen! Und wie hätte man ihnen auch noch irgend einige Hofnung machen können? — Eines Nachmittages waren ſie zum Unglücke über jene rührende Erzählung im Gellert gerathen, wo die junge Doris todt auf den herangeſchwommnen Leichnam ihres Gatten hinfällt. Vielleicht ward ſie noch nie mit ſo inniger Theilnehmung geleſen; da die eine ihres Verlobten, die andre ihres Bruders Leichnam zu ſehen glaubte. Dies verſenkte ſie nun vollends in die tiefſte Schwermuth. Henriette inſonderheit, von Natur etwas lebhafter, wies diesmal jeden Verſuch, ſie zu tröſten, mit Unwillen von ſich; wie ſich denn überhaupt die brütende Phantaſie des Schwermüthigen ungerne

ſtören läßt. Was war da zu thun? Ich und mein Wirth griffen zum Schachbrett und überließen die armen Mädchen ihrer Laune. Doch kaum hatten wir angefangen, als plötzlich ein Freund vom Hauſe mit einer äuſſerſt bedeutenden Miene ins Zimmer trat. Beyde matt! rief er, und warf uns die Steine durcheinander. Ich denke Sie beſſer zu unterhalten. — Und womit denn? — Mit einer Neuigkeit! einer ſehr wichtigen, ſehr angenehmen Neuigkeit! — Wir baten ihn, unſre Neugierde nicht lange zu foltern — So wiſſen Sie denn, fuhr er fort, daß ein Todter wieder lebendig geworden, um es noch etwas länger unter uns zu verſuchen; und, damit Sie dies nicht auf mein bloßes Wort glauben dürfen: — Da! Hier iſt der Beweis! Hiemit reichte er Henrietten einen Brief. Wie? rief dieſe beſtürzt, ſo bald ſie die Aufſchrift ſah; von meinem Ferdinand? Alſo lebt er noch? Alſo lebt mein Ferdinand noch? Sie hätte faſt den ganzen Brief beym Aufmachen zerriſſen, ſo flog ihr die Hand. Er war wirklich von ihm, und aus Kopenhagen datirt. Ihr Bruder meldete ihr darin nur kurz, daß er durch einen gewaltigen Sturm — eben den, deſſen ich vorhin erwähnte — nach den Grönländiſchen Gewäſſern verſchlagen worden, dort überaus-

viel Elend ausgestanden, und nachdem er mit genauer Noth einem Schiffbruche entgangen, den Winter in Norwegen habe zubringen müssen. Hier sey er in eine langwierige Krankheit verfallen, jetzt aber völlig wieder hergestellt, und gedenke mit ehestem, so bald er nur noch einige Sachen in Ordnung gebracht, selbst wieder in A** einzutreffen. — Welche Freude! — Aber, wie kam denn der Brief in ihre Hände? fragten wir jetzt den Freund. So ganz von ungefähr, hieß es. Ein Fremder, den ich im Kaffeehause antraf, gab sich mit mir ins Gespräch und erkundigte sich bey mir unter andern nach einer gewissen Henriette Arnhold, an die er einen Brief zu bestellen hätte. Ich versicherte ihn, diese Henriette sey meine sehr gute Freundinn, und erbot mich, den Brief sogleich selbst zu besorgen. Bey weiterer Nachfrage erfuhr ich denn auch, daß er unsern Ferdinand recht wohl kennte, und um alle seine gehabten Schicksale wüßte — Nun! rief Henriette hitzig, und sie brachten ihn nicht selbst her? — Nur gemach! versetzte er: er wird auch schon kommen! Allenfalls kann ich ihn den Augenblick herbey rufen. Er ist nicht weit! — Wo denn? Wo denn? — Im Vorzimmer. Nur erschrecken Sie nicht; sein Gesicht hat viel bekanntes! — Grosser Gott! schrie Henriette, und war schon

zur Thüre hinaus, lag schon am Busen des geliebten Bruders in Ohnmacht! — O Wonne des Wiedersehens! wie süß wirst du nicht dereinst seyn, wenn die Seele dich ganz wird fassen können; wenn kein zu enges Herz mehr den Lauf eines schwellenden Blutes hemmen, und dich selbst unerträglich machen wird! — Wir brachten Henrietten wieder zurechte, und liessen den ersten Ungestüm ihrer Leidenschaft ein wenig verbrausen. Sodann aber mußte Ferdinand seine Begebenheiten erzählen, und er that es mit einer Rührung, die ihn oft stotternd machte und uns allen die Thränen häufig aus den Augen lockte. Mit einem steten Wechsel von Schauder und Freude vernahmen wir jetzt die ganze lange Reihe von Gefahren und Rettungen, aus welchen seine Reise bestanden hatte. Uns starrte das Blut in den Adern, als er uns die erlittne Kälte beschrieb, die so heftig gewesen, daß ihnen der Athem fast noch im Munde gefroren, ihre Hände oft an Tauen und Masten vest geklebet, und ihre Leiber gleichsam zu halblebendigen Mumien eingeschrumpft worden. Das Gemälde von den Zufällen des Schaarbocks erregte uns Eckel; aber wir empfanden ihn gerne, weil er unser Mitleid vermehrte. Wir glaubten uns selbst auf dem Schiffe zu befinden,

finden, ſahen unermeßliche Eisfelder und Eisberge auf uns eindringen; geriethen in eine eingebildete Verzweiflung, indem ſie jetzt unſer armes Schiff von allen Seiten einklemmten und es zu zerbrechen drohten; entſetzten uns vor dem nahen Schickſale, entweder zu ſinken oder vor Froſt und Hunger umzukommen, oder ein Raub ausgehungerter Bären zu werden, deren grimmige Tatzen wir ſchon über den Rand des Verdecks hervorklimmen ſahen; und freuten uns dann, als wären wir ſelbſt gerettet, indem es hieß: ein glücklicher Windſtoß habe endlich die Eismaſſen getrennt, und ſie wieder in freyes Waſſer gebracht. Kurz, jeder grauſenvolle Umſtand vermehrte unſre zärtliche Theilnehmung, und machte den Mann uns werther, der ſo vieles erdulden müſſen. Er ſelber geſtand, daß er um vieles nicht die Erinnerung des ausgeſtandnen Elendes und der überwundnen Gefahren miſſen wollte; indem ſie ſein ganzes Leben hindurch eine Würze aller ſeiner Vergnügungen und Bequemlichkeiten ſeyn würde. Aber, ſetzte er mit einer zärtlichen Umarmung ſeiner Schweſter hinzu, für ein menſchliches Herz iſt in jeder ſchrecklichen Lage das ſchrecklichſte der Gedanke: Ach! die armen Deinigen! Nie ſehn wir uns wieder!

Dieser Gedanke belastete das Gemüth unsres armen Karolinen mit seinem ganzen Gewichte. Sie ward durch die Erzählung noch ganz anders gerührt, als wir übrigen. Mit ihrem Schrecken war es wirklicher Ernst; weil sie in aller der Noth und Todesgefahr ihren Geliebten erblickte, und den Trost nicht hatte, auch ihn gerettet zu wissen. Sie konnte daher an dem Glücke ihrer Freundinn auch nicht mit ihrer gewöhnlichen Wärme Theil nehmen; ihr gutes Herz that genug, indem es seinen Gram verbiß, um jenes durch keine Wehklagen zu verbittern. Aber auch ihr hatte die gnädige Vorsehung eben das Glück aufgehoben, dessen Henriette so froh war. Vierzehn Tage verstrichen; einige Kanonenschüsse verkündigten die Ankunft eines Schiffes; ein schnelles Gerücht verbreitete sich, es sey eines von den beyden, die man so lange für verloren geachtet, und das Gerücht hatte diesmal Recht. Ich lief mit Ferdinand an den Strand; er war voll Menschen; viele standen mit den Zähen im Wasser. Das Volk hier und das auf dem Schiffe war einander ein Echo des lauten Jubels. Lachen und Weinen, Händeklatschen, Springen, Aufwerfen der Hüte, Umarmungen, kurz, alle Aeußerungen der Freude kamen hier zusammen. Auch mir fiel jemand um den Hals,

den ich sonst nie mit Augen gesehn hatte, und ich küßte ihn wieder, als ob er mein Bruder gewesen wäre. Manche, die sich längst für Witwen und Waysen hielten, bekamen nun mit einem male Mann und Vater; und, die auf ihr Leben selbst schon längst Verzicht gethan hatten, Weib und Kinder zurück. Die Zärtlichkeit, womit sie einander empfingen, gewährte mir das angenehmste Schauspiel, und machte der Menschheit Ehre, wenn sie sich gleich, der rohen Erziehung der Meisten, und der natürlichen Wildheit ihres Characters gemäß, etwas unbändig ausließ. Ist doch die Freude allemal, auch bey noch so gesitteten Personen, etwas ungestüm, wenn sie plötzlich und nach einem verzweiflungsvollen Kummer entsteht. Ich selbst, Wilhelm, ich hatte Mühe, mich ruhig zu freuen. Mir war immer zu Muthe, daß ich wohl ein Herr Gott dich loben wir! angestimmt hätte: und mir deucht, es sollte sich zu dieser Gelegenheit noch wohl so gut geschickt haben, als nach blutigen Siegen. — Diese Seefahrer nun hatten alle dieselben Schicksale und noch härtere ausgestanden, als ihre anfänglichen Gefährten, und auf eine sehr traurige Weise, ich weiß selbst nicht mehr, ob in Island oder gar

in Grönland überwintert. Jetzt waren sie da! Ein Sturm hatte sie in den Hafen gejagt.

Willy. Nun? und Karolinens Liebhaber?

Mor. Stieg auch ans Land. Wir nahmen ihn in Empfang, und beredeten ihn mit Mühe, sich noch ein kleines Stündchen zu gedulten. Henrietten aber gönnten wir das edle Vergnügen, ihre Freundinn während der Zeit stufenweise von Verzweiflung zu Hoffnung, von Hoffnung zu Erwartung, und so allmählig bis zur völligen Gewißheit von seiner Ankunft zu leiten. Drauf brachten wir ihn zu ihr. Er zitterte, daß er kaum zu gehen vermochte! ihre Stimmen begegneten sich noch eher, als ihre Blicke; sie rissen sich beyde los, und nun — — du hast ja selber ein Herz, um zu fühlen, und, Freund,

diese Scene

Will nur gefühlt und nicht beschrieben seyn.

Es war die Scene der höchsten Menschenwonne! Wer aber, des Vorgefallnen, und der menschlichen Natur unkundig, hereingetreten wäre, hätte sie vielleicht verkannt, und für eine Scene des Jammers gehalten. Denn wir alle weinten, und die beyden Liebenden schluchzten. Und glaube mir, auf alles Lachen will ich gerne ewig Verzicht thun, wenn ich öfter solche Thränen mit weinen sollte, wie damals! So ward der Liebhaber

haber seiner Geliebten, der Bruder seiner Schwester wieder geschenkt, und jetzt erkannten sie ihre bisherigen Trübsale für eine Wohlthat.

(Wilhelmen bey der Hand fassend.)

Ja! Freund! Laß uns unsern huldreichen Schöpfer verehren, der gewiß kein Leiden über uns verhängt, welches nicht, durch seine weise Fügung, ein Keim künftiger Seligkeiten für uns wäre. Zu manchen derselben sind vorhergehende Leiden nothwendige Mittel. Unsre Natur bringt es einmal so mit sich. Und wenn denn der Vater unsrer Natur unser Gegenwärtiges verbittert; nun, so thut er es, aus zärtlicher Fürsorge für unsre Zukunft. Ein solches Vertrauen zu ihm, und eine willige Ergebung in seinen Willen, ist unsre kindliche Pflicht. Wir haben stets Ursache zu sagen: der Name des Herrn sey gelobet! Nimmt er uns also die Lieblinge unsers Herzens — sie sind das beste unsrer irdischen Güter; sie zu verlieren, ist unser größter Schmerz! — aber gelobt sey auch dann der Name des Herrn! Ohne diesen Schmerz würde sie einst nicht möglich seyn, die Freude des Wiedersehens. — — Nicht wahr, mein Wilhelm. — —

Wilh. Ach! Moritz! das Beben deiner Stimme erschüttert mich durch und durch, und

dieſer zärtliche Händedruck macht mir Herzklopfen! Ich ſträube mich gegen einen Gedanken, der ſich mir gewaltſam aufdringt. Aber wahrlich! du haſt noch ein Geheimniß im Hinterhalte.

Mor. Ich muß es freylich geſtehen; ich habe dir meinen Kummer erſt zur Hälfte entdeckt. Mich traf kürzlich ein neuer Streich, von dem die ſchon benarbte Wunde auch wieder blutet.

Wilh. Dich traf er? Dich ſelbſt?

Mor. Mich oder meinen Freund — iſt da ein Unterſchied?!

Wilh. Mich alſo! Mich!

Mor. Uns beyde! den einen etwas früher, den andern vielleicht etwas härter. — Es war eine Nachricht, die mir die Freude, dich zu empfangen, ſehr vergällte.

Wilh. O Gott! Meine Ahndung täuſcht mich gewiß nicht! — Das ſchöne Kleeblatt! —

Mor. Um dir die Rückkehr in deine Heymath nicht gleich anfangs zu verleiden; um dein Gemüth vorher auf den gehörigen Ton zu ſtimmen —

Wilh. Freund! ich bin ſchon mehr, als zu ſehr geſtimmt! Keine Vorrede weiter! Sage nur, iſt ſie etwa todtkrank?

Mor. Vermuthlich ſprichſt du —

Wilh. Von ihr! Von Henrietten! Von der einzigen Schweſter, die ich habe, oder — gehabt habe! Sage, iſt ſie todtkrank und ohne Hoffnung?

Mor. Nein!

Wilh. Daß du Ja ſagteſt! Ich wollte viel um dieſes traurige Ja geben. — Ich werde ſie alſo auch nicht mehr im Bette antreffen? — Nicht? — Auch nicht einmal im Sarge mehr.

Mor. Hier iſt der lezte Brief deines Oheims; lieſs ihn ſelbſt!

Wilh. (lieſt ihn flüchtig, und wirft ihn mit Heftigkeit von ſich; ſtützt dann den Kopf auf die linke Hand, die auf dem Knie ruhet, und blickt ſtarr zu Boden. Nach einer ziemlichen Pauſe faſst ihn Moritz bey der Schulter.)
Laß mich!

Mor. Aber mein armer Freund! —

Wilh. Laß mich, ich bitte dich!

Mor. Nur nicht dieſen ſtummen Schmerz! Laß deinen Moritz —

Wilh. Sie war meine einzige Schweſter;

Mor. Freylich! und eine ſo gute!

Wilh. O, es gab nie eine Beſſre!

Mor. Dein Gram iſt auch ſehr gerecht —

Wilh. So gönne mir ihn!

Mor. Ich will ihn auch nicht wegtröſten;

nur

nur theilen will ich ihn mit dir, Wer könnte das beſſer, als ich! Ich ſelbſt hatte drey blühende Schweſtern, und ſie ſtarben in ihrer Blüthe! Auch eine Braut hatte ich, und ſie verſchied in meinen Armen!

Wilh. (Aufſtehend) Dies quält mich eben! Dies am meiſten! daß ſie nicht in meinen Armen verſchieden iſt; daß ich nicht wenigſtens noch auf ihren erblaßten, eiskalten Mund noch einen brüderlichen Abſchiedskuß drücken durfte, daß ich, (mit einem plötzlichen Thränenguße) daß ich ſie unter jener Linde im Vorhofe, wo ſie bey meiner Abreiſe ſo herzlich weinte, zum leztenmale ſoll geſehen, zum leztenmale umarmt haben! O dies; —

Mor. Zum letztenmale, mein Freund? Wahrhaftig nicht? Künftig wieder, und dann auf ewig! Komm! zu Karolinens Grabe! Sie war die Buſenfreundinn deiner Schweſter! — Komm!

Beantwortung

einer

freundschaftlichen Kritik

des

vorhergehenden Gespräch's.

Wertheſter Freund,

Sie haben gütigſt meine Bitte erfüllt, und über mein Geſpräch vom Wiederſehen eine Kritik gemacht; wofür ich Ihnen recht ſehr verbunden bin. Daß ich ihnen nur in einigen Stücken, und mir ſelbſt in den meiſten Recht gebe, verſteht ſich ja wohl von ſelbſt. Ob Sie mir aber jetzt auch überall Recht laſſen werden, wo ich es noch zu haben glaube; das iſt eine andre Frage. Inzwiſchen erlauben Sie mir, es zu hoffen. — Sie ſind ja mein erbetner Opponent — und in dieſer Hoffnung Ihre philoſophiſchen Einwürfe, ſo gut ich kann, zu beantworten. Aber auch nur die philoſophiſchen. Denn Ihre übrigen Erinnerungen habe ich zum Theil ſtill-

ſchwei-

ſchweigend genutzt; zum Theil hebe ich ſie zur Unterhaltung für die angenehmen Stunden des Umganges mit Ihnen auf

Vermuthlich wird es mit zu meiner Vertheidigung behülflich, alſo nicht überflüßig ſeyn, wenn ich Ihnen vorher den urſprünglichen Gang meiner Ideen etwas deutlicher, in einzelnen Säzen, vorzeichne, als es im Dialogen ſelbſt geſchehen konte. Die dialogiſche Form iſt überhaupt eine der ſchwerſten, die ſich ein Schriftſteller wählen kann. Ich habe den Verſuch gemacht, und will herzlich froh ſeyn, wenn er mir nur nicht gänzlich verunglückt iſt. Da hier kein ſyſtematiſcher Zuſammenhang der Ideen ſtatt findet, wie in einer bloſſen Abhandlung; da man alles, was man über ſeinen Gegenſtand ſagen will, mehreren ſo in den Mund legen muß, daß immer einer dem andern eine ungezwungne Veranlaſſung zum Reden gebe: ſo geht nur zu leicht eben ſo viel an Deutlichkeit im Ganzen verloren, als etwa an Intereſſe gewonnen ſeyn mag. Wer das zu verhüten weiß, wer den Beweis eines Satzes durch alle Verwickelungen eines lebhaften Geſprächs deutlich genug hindurchzuführen verſteht, ohne doch die weſentlichen Regeln der Form zu vernachläßigen; der iſt, —

was

was ich wahrlich noch nicht halb bin — ein Meister! Wie gesagt, wenn mir mein Versuch nur nicht gänzlich verunglückt ist!

Zweyerley mußte vorläufig ausgemacht seyn, nemlich, daß wir auch künftig in geselliger Verbindung mit andern moralischen Wesen zu stehen, und dann, daß wir zunächst mit Wesen unsrer eignen Art Umgang zu haben, bestimmt sind. Beydes hätte ich vielleicht voraussetzen sollen. Weil es aber doch Gegenstände einer oft ungleich ausfallenden Speculation sind, und weil ich bey deren Erörterung Gelegenheit fand, den Beweiß meines Hauptsatzes vorzubereiten; so wollte ich beydes lieber nicht voraussetzen. Die Gründe nun, womit ich die Hoffnung des Wiedersehens, als eine sehr vernunftmäßige, zu rechtfertigen suche, sind kürzlich diese:

der Wunsch mit den vorzüglichsten Gegenständen unsrer Liebe dereinst wieder vereinigt zu werden, ist uns allen gemein, und entspringt aus einem unauslöschlichen Triebe unsrer Natur. In unsrer Natur kann aber kein Trieb vorhanden seyn, für den die Vorsehung überall keine Befriedigung gewollt hätte.

Wiedervereinigung ist nicht nur etwas erwünschtes, sondern unstreitig auch etwas wünschenswürdiges, mithin eine mögliche gute Folge unsrer irdischen Verbindungen, die wir billig einer göttlichen Fügung zuschreiben, wie alle Veranstaltungen in der Welt. Steht dieser guten Folge nichts entgegen; so gehört sie gewiß zu den Absichten Gottes, der alles mögliche Gute will. Und was stände ihr denn entgegen?

Ewige Trennung wäre ein ewiges Uebel. Dauert sie nur eine Zeitlang; so ist sie bloß die Bedingung großer künftiger Freuden, die ohne sie nicht statt fänden. Ewig darf sie also nicht währen, oder dies müßte die nothwendige Bedingung noch höherer Freuden und Vortheile seyn. Und was für Freuden und Vortheile könnten diese Bedingung haben?

Nichts von alle dem, was wir hier besitzen, nicht einmal die nemlichen Werkzeuge unsrer Seele nehmen wir mit uns in jene Welt. Erhalten wir unsre Geliebten wieder: so bleibt uns ein wirklicher Gegenstand aus diesem Leben; der einzige, der uns möglicher Weise bleiben kann. Sonst aber bliebe uns nichts,

als die bloße Erinnerung des Vergangnen, und unser künftiges Daseyn hätte mit dem Gegenwärtigen gar nichts gemein. In jenem Falle entsteht offenbar ein mehr planmäßiger Zusammenhang in unsern Schicksalen, eine genauere Beziehung zwischen unserm jetzigen und künftigen Leben.

Die engern Verbindungen des Gemüths haben den vorzüglichsten Einfluß auf unsre sittliche Bildung. Diese nun, und die aus ihr entstehende Fähigkeit zum Genusse himmlischer Güter, wäre allerdings eine bleibende gute Folge, auch im Falle einer ewigen Trennung. Allein, jene Verbindungen können auch selbst ein himmlisches Gut für uns werden, und eine stete unmittelbare Quelle unsers künftigen Glücks. Sodann sind sie weit zweckvollere Verfügungen der höchsten Weisheit und Güte, die durch jedes Mittel, nicht das wenigste, sondern das meiste Gute zu erreichen sucht.

Aechte Freundschaften, solche nemlich, die sich auf Tugend gründen, sind ihrer Natur nach einer ewigen Fortdauer nicht nur fähig, sondern auch so sehr würdig. Dies giebt ihnen eine innre Bestimmung für die Ewigkeit.

Wären sie gleichwohl eben so vergänglich, als alle die übrigen Eitelkeiten dieses Lebens so stimmte ihr wirkliches Schicksal mit ihrer natürlichen Bestimmung nicht überein; so hätten sie, der Möglichkeit nach, einen überaus hohen, der Wirklichkeit nach aber — ihre zufälligen Wirkungen abgerechnet — einen sehr mittelmäßigen Werth; und, wenn man davon einmal überzeugt wäre, so thäte man fast klug, sich aufs möglichste vor aller zärtlichen Anhänglichkeit zu hüten; um sich hier und dort den so bittern Schmerz der Trennung zu ersparen.

Das verdienstliche Thun und Leiden einer wohlwollenden Seele kann keine angemeßnere Belohnung finden, als die unmittelbar aus eben den Verhältnissen entspringt, in welchen sie so verdienstlich gehandelt oder gelitten hat. Welche Seligkeit gewährt nicht der Anblick solcher Vollkommenheiten, die man selbst veranlaßt, deren Wachsthum man selbst befördert hat? Und ist nicht unsre Neigung zu einem Gegenstande um desto stärker, je mehr wir uns bereits um ihn verdient gemacht haben am stärksten aber dann, wenn es uns

große

große Anstrengungen und Aufopferungen kostete?

Seligkeiten, die unmittelbar aus unsern Leiden entspringen, werden uns auch die Güte und Weisheit in den oft so dunkeln Wegen der Vorsehung ohne Zweifel in ein weit helleres Licht setzen, als solche, die nur eine entfernte, oder vielmehr gar keine eigentliche Folge jener Leiden, sondern willkürliche Belohnungen sind. Wie wird einst gemeinschaftliche Freuden nach gemeinschaftlichem Leiden so wohl thun! Wie wird man da diese Leiden segnen, in welchen man zum Theil seine Freuden unmittelbar gegründet fühlt!

Unsre künftigen Schicksale werden unfehlbar den Bedürfnissen unsrer moralischen Natur gemäß eingerichtet seyn; werden jede sittliche Vollkommenheit begünstigen. So sind eine unverbrüchliche Treue in eingegangenen Verbindungen, eine thätige Dankbarkeit für genoßne Liebe vortrefliche Tugenden, die der Gelegenheit, sich fortwährend zu äußern, mit ihrem Gegenstande nicht auf ewig beraubt werden dürfen. Also nicht auf ewig dürfen

unsre jetzigen zärtlichen Verbindungen aufhören; so wenig in unsern künftigen ein steter Unbestand herrschen darf.

Aus diesen Betrachtungen, dencht mir, ergibt es sich, daß eine Wiedervereinigung mit unsern Lieblingen in der That für unser künftiges Glück gar kein gleichgültiger, sondern vielmehr ein überaus wichtiger Umstand sey; daß dadurch zugleich ein weit vollkommnerer Zusammenhang, eine weit genauere gegenseitige Beziehung zwischen diesem und jenem Leben entstehe; daß mithin die so sehnlich gehoffte Wiedervereinigung, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit in den großen Plan der Vorsehung gehöre. Wir können zu der höchsten Weisheit und Güte nicht anders hoffen. Die Vernunft selbst gibt dieser Hoffnung unsers Herzens ihren ganzen Beyfall. Zwar ist eine ewige Trennung an sich möglich; dies ist aber auch alles, und es gibt weiter gar keinen positiven Grund, sie zu befürchten.

Sehen Sie, liebster Freund, dies sind die Hauptideen meines Versuchs. Ich habe also den Beweis meines Satzes aus einer Quelle geschöpft, die Herr Cämpe freylich nur dem Dichter und Red-

Redner offen laſſen, dem Philoſophen hingegen verſchlieſſen will; nur ſehe ich nicht, mit welchem Rechte? Für mich wenigſtens hat der Beweis für die Unſterblichkeit der im dritten Geſpräche des Phädon geführt iſt, weit mehr überzeugendes und beruhigendes, als der von ihm gewagte jemals haben wird. Vielleicht auch für Sie und hundert andre. Auch hoffe ich doch, wiewohl ich mich übrigens für keinen Philoſophen ausgebe, man werde meine Gedanken für etwas mehr, als Dichterey gelten laſſen. — Itzt erlauben Sie mir, daß ich mich auf gut Glück an die Beantwortung Ihrer Einwürfe wage.

Der erſte betrifft das, was ich von dem Umgange mit Weſen einer höhern Gattung geſagt habe. Sie können ſich nicht überzeugen, daß der Abſtand zwiſchen uns und ihnen einem vertraulichen Umgange hinderlich ſeyn ſollte. Sie meynen, es ſey wohl nicht die Größe der Marc Aurele, die uns ſchüchtern mache, ſondern vielmehr der Gedanke, daß dieſe erhabnen Sterblichen, bey aller ihrer Herzens-Güte, doch veränderliche Menſchen bleiben, deren Güte ſich alſo, nicht ohne Nachtheil für uns, in Unwillen verwandeln könnte. Dort hingegen werde zwar der

menschliche Geist nicht den weit ausgedehnten Wirkungskreis des Engels haben; aber, er werde auch der Gewalt desselben nicht mehr unterworfen seyn, als dieser der seinigen; daß wir also von den Engeln nichts zu befürchten, aber wohl Beförderung unsrer Vollkommenheiten zu hoffen hätten. In jenem veredelten Zustande unsrer Natur sey es ferner wohl nicht unmöglich, mit höhern Wesen zu sympathisiren. Auch lasse sich nicht sagen, ob wir nicht, ungeachtet unsrer weit geringern Kräfte, dergestalt auf jene werden zurückwirken können; daß dadurch auch ihre Vollkommenheit und Seligkeit vermehrt werde.

Bey alledem, liebster Freund, behaupte ich noch immer: die Engel würden besser mit uns daran seyn, als wir mit ihnen. Was Sie von unsrer Zurückwirkung auf diese höhere Wesen und ihrer dadurch zu vermehrenden Seligkeit sagen, ist und war allerdings auch meine Meynung. Ist es doch schon ein wahres Vergnügen für den vernünftigen Mann, eine Kinder-Seele zu beobachten; befördert es doch seine eigne Vollkommenheit, wenn er, mit glücklichem Erfolge, zur Bildung dieser Seele beyträgt. Allein, Sie selbst geben doch am Ende, wie billig, zu: daß

wir

wir bey weitem nicht so zurückwirken könnten, als auf uns gewirkt worden: daß wir uns so den Engeln nicht mittheilen, ihnen zur Vermehrung ihrer Vollkommenheiten so nicht behülflich seyn könnten, als den Wesen unsrer Art. Und eben dieses Grundes wegen finde ich eine recht innige Vertraulichkeit zwischen uns und den Engeln nicht wohl möglich. Kinder sind unter Kindern immer am ungezwungensten. Ein Mann von mittelmäßigen Kenntnissen geht zwar mit einem Newton, einen Leibnitz oder Lambert unendlich lieber um, als mit einem Dummkopfe; weil er von jenen vieles lernen kann. Allein, weil er von solchen erhabnen Männer immer nur lernen muß; weil er sich vor ihnen nur selten, ohne die Furcht, eine Blöße zu zeigen, mit seinen eignen Ideen hervorwagen darf; weil er es stets fühlt, daß jene sich herablassen müssen, um sich mit ihm zu unterhalten: so kann er zwar, ihres bekannten guten Characters wegen, alles mögliche Vertrauen zu ihnen haben, aber nicht alle die zwanglose Vertraulichkeit, womit er einem Freunde begegnet, dem er allenfalls eben so viele neue Einsichten zurück geben kann, als er von ihm empfängt. Kurz, Ehrfurcht und Vertraulichkeit vertragen sich ihrer

Natur nach nicht so recht. Und wenn nun die Engel doch einmal höhere Wesen sind, die in ihren Vollkommenheiten eben so unaufhörlich fortwachsen, als wir in den unsrigen, so bleibt auch immer zwischen uns und ihnen ein Verhältniß, welches von unsrer Seite Ehrfurcht erfordert. Unsre Sicherheit bei ihnen ändert nichts in der Sache. Uebrigens kann ich nicht umhin, zu glauben, daß der Mensch auch künftig mehr der Gewalt des Engels, als der Engel der seinigen, unterworfen seyn werde. Die Ungleichheit der Kräfte, und die daraus natürlich folgende Subordination in der Welt lassen es schwerlich anders zu.

Ihre hiernächst gemachten Einwürfe gegen die Wahrscheinlichkeit einer Wiedervereinigung, in so ferne ich sie aus dem planmäßigen Zusammenhange des Gegenwärtigen mit dem Zukünftigen herleite, möchte ich gerne insgesammt auf einmal beantworten. Lassen Sie mich also zuvörderst diese Einwürfe selbst in einer Reihe neben einander aufstellen, und dann zusehen, wie gut oder wie schlecht ich mich gegen Sie vertheidigen könne. Ihnen scheint aus jenem planmäßigen Zusammenhange für eine Wiedervereinigung

nichts

nichts zu folgen. Sie ſind indeſſen noch ungewiß, wie ich eigentlich geſchloſſen habe Wäre etwa mein Oberſatz der: alles Angenehme und Heilſame, was uns in dieſem Leben begegnet, und von der Weisheit Gottes verfügt iſt, uns zu unſrer künftigen Beſtimmung vorzubereiten, muß uns in der Zukunft noch einmal, und zwar auf immer zu Theil werden: ſo vermiſſen Sie den Beweis. Denn dies eben ſey nicht erwieſen, daß alles, was den ganzen ſegenvollen Einfluß auf unſer Glück, den es ſeiner Natur nach haben kann, auch wirklich haben ſoll, deswegen wieder erneuert werden müße, nachdem es hier bereits Dienſte gethan. Sollen denn, fragen Sie, auch die unangenehmen Schickſale, die doch auch einen beſtimmten Einfluß auf unſer künftiges Wohl haben, wieder erneuert werden? — Hätte ich aber ſo geſchloſſen: die gegenwärtigen Seelenbündniſſe können wieder erneuert werden, alſo müſſen ſie es auch: ſo ſcheint Ihnen dies ein völliger Cirkel im Beweiſen. — Doch bey weiterer Vergleichung treffen ſie endlich den Schluß, den ich meinen Moritz wirklich, wiewohl mit mehrerer Einſchränkung, machen laſſe. Es iſt dieſer:

Alle freundschaftliche Verbindungen dieses Lebens müssen alle die guten Folgen haben, die sie, ihrer Natur nach, haben können;

Es giebt aber einige solcher Folgen, die nicht ohne Wiedervereinigung statt finden:

Daher muß diese Wiedervereinigung auch einmal erfolgen.

Nun haben sie zwar nichts gegen die Form dieses Schlusses, desto mehr aber gegen die Richtigkeit der Prämissen. Es ist wahr, sagen Sie, daß alle freundschaftliche Verbindungen des Tugendhaften so viele Vollkommenheiten in der Welt — wegen des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge — und auch in dem nachfolgenden Zustande des Tugendhaften selbst hervorbringen werden, als mit der Idee, die Gott von der besten Welt hat, vereinbart sind. Aber auch so viel Gutes, als ihrer Natur nach möglich ist, dies ist zu viel gesagt. Werden nicht die Folgen — Folge für Wirkung genommen — so wohl guter, als böser Handlungen auf tausenderley Art eingeschränkt? Wollte man Folge für bloßen Erfolg nehmen; so ist es freylich unleugbar, daß auf alles, was uns in der Welt begegnet, so viel Gutes folge, als, nach der

Idee

Idee Gottes von der beſten Welt, darauf folgen kann. Dann frägt ſich aber weiter, ob die Wiedererneuerung zärtlicher Freundſchaften wirklich mit zur beſten Welt gehöre? Und dies iſt es eben, was wir nicht wiſſen können, wie Moritz ſelbſt zugibt; (Um Vergebung! Moritz gibt; ſo viel ich weiß, nur zu, daß es ſich nicht völlig erweiſen laſſe; behauptet aber zugleich, daß dem, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſo ſey.) Auch laſſe ſich, meynen Sie, gegen den Unterſatz noch einwenden: die guten Folgen der Seelenbündniſſe, die ohne Wiedervereinigung nicht ſtatt fänden, wären nicht genannt, und, wenn ſie auch genannt wären, ſo hätte doch Moritz davon, daß Seelenbündniſſe Folgen haben müſſen, auf dieſe oder jene beſtimmte Folge unrichtig geſchloſſen. — Doch dies träfe eigentlich noch den Oberſatz. — Weil wir demnach von dem Plane der göttlichen Vorſehung nur im allgemeinen urtheilen, aber da er ſo viel umfaſſend iſt, und ſeine Theile ſo unzählich vielerley Beziehungen unter einander haben, über dieſe Theile und ihre Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit nichts entſcheiden können: ſo bleibe es völlig unausgemacht, in wie ferne etwa dieſes oder jenes, was wir hoffen und wünſchen, zum

Plane

Plane Gottes gehöre. Und dann habe Wilhelm eben so viel für seinen Zweifel, als Moritz für seine Behauptung.

Diese ihre bisherige Einwürfe sollen denn auch den Grund schwächen, der sonst, weil er aus einer unveränderlichen Eigenschaft der menschlichen Seele hergenommen ist, der behaupteten Thesis ungemein viele Wahrscheinlichkeit verschaffe; den nemlich, daß eine verzweifelnde Sehnsucht nach den verlornen Lieblingen unsre Ruhe im Himmel nothwendig würde stören müssen. Denn dies setzt voraus, sagen Sie, unsre künftige Glückseligkeit werde und müsse vollkommen seyn; und darüber haben wir, aus Vernunftgründen, keine Gewißheit, nicht einmal Wahrscheinlichkeit. Wer weiß, ob nicht der Mangel gewisser Freuden nöthig ist, um uns die übrigen desto schmackhafter zu machen? Hier im Leben ist es doch so! und da hätte denn der Gegner doch auch etwas aus der Natur der menschlichen Seele für sich anzuführen. Noch mehr! Zur Glückseligkeit gehört es unstreitig, daß man sich in die unangenehmen Verhältnisse, in die man geräth, zu finden wisse. Der selige Geist eines verstorbenen Tugendhaften, wird

um

um so glücklicher daran seyn, je mehr er einsieht, daß Gottes Anstalten die besten sind; je deutlicher und vollständiger er diese Anstalten einsieht, und je inniger er sich, eben dieser bessern Einsicht halber, darüber beruhigt. Gesetzt nun, es gehöre zum Plane Gottes, mich auf ewig von meinen Freunden zu trennen: — ein Fall, dessen Unmöglichkeit zu beweisen, Moritz selber sich nicht getrauet — so würde sich dereinst mein Geist, bey den Fügungen des Allgütigen, je länger, je mehr beruhigen, und durch den Anblick so mancher Realitäten, die die Trennung von meinen Freunden in der Welt möglich und wirklich gemacht hätte, für den Verlust entschädigt werden. — Man könnte sagen, ich hätte den Fall, daß eine ewige Entfernung von meinen Lieben zum göttlichen Plane der besten Welt gehöre, willkürlich angenommen. Das habe ich aber nicht! Moritz will zeigen, daß aus dieser angenommnen Voraussetzung Widersprüche, entweder mit Gottes Güte oder mit der Natur der Seele, folgen. Ich hingegen suche zu zeigen, daß unter der Voraussetzung, es gehöre wirklich eine solche ewig dauernde Trennung zum göttlichen Plane der Welt, nichts wider Gottes Güte oder wider die Natur der Seele angenommen werde.

Fast

Fast befürchte ich, liebster Freund, daß meine Philosophie neben der Ihrigen nicht die beste Figur machen werde; und es wäre für mich kein sonderlicher Trost, alle Herzen, und selbst Ihr eigenes, auf meiner Seite zu haben, indessen Sie alle Köpfe auf der Ihrigen hätten. Ich will also jetzt den Versuch machen, ob ich Ihre Einwürfe zu Ihrer eignen Befriedigung werde beantworten, oder mir doch unter den Köpfen eine Parthey machen können. Gelingt es mir so werden Sie, das weiß ich, eben nicht scheel dazu sehen. Denn Sie haben mir nur Einwürfe gemacht, weil ich's wünschte, und um mir Gelegenheit zu geben, den Einwendungen meiner künftigen Leser allenfalls im voraus zu begegnen.

Der Satz: alles angenehme und nützliche, was uns hier, in Rücksicht auf unsre künftige Bestimmung, verliehen ist, muß uns dort noch einmal, und zwar auf immer, zu Theil werden, ist allerdings falsch. Ich habe ihn auch nicht zum Grunde gelegt. Wenn ich indessen auch ohne Einschränkung sagen wollte: alle Veranstaltungen hienieden müssen den ganzen segensvollen Einfluß auf unser künftiges Glück haben,

den sie ihrer Natur nach haben können: so hätte ich damit doch noch keinesweges behauptet, daß sie alle, auch die unangenehmen, einst wieder müßten hergestellt werden. Die unangenehmen könnten ja nicht wieder hergestellt werden, ohne Widerspruch mit unserm Glücke. Ueberhaupt aber sind nur die Seelenbündnisse, sie allein, dessen fähig; da sie einer geistigen und moralischen Natur sind, und der Tod weder ihre Gegenstände selbst, noch diejenigen Vollkommenheiten derselben, worauf sie sich gründen vernichten kann. Von den Seelenbündnissen allein behaupte ich also, daß sie dereinst wieder erneuert werden müssen, um den ganzen segensvollen Einfluß zu haben, den sie ihrer Natur nach haben können. Ich schliesse damit nicht so schlechtweg vom Können aufs Müssen; sondern nur Bedingungsweise. Ich mache das bloße Können nicht zum Grunde des Müssens. Diesen Grund finde ich vielmehr in der Weisheit und Güte Gottes. Es ist nemlich unbezweifelt gewiß, daß Gott alles mögliche Gute will, was aus einer jeden Einrichtung — versteht sich freylich, im Zusammenhange der Dinge — entstehen kann; ferner, daß man von der Vollkommenheit des Ganzen desto würdiger denkt, je genauer verkettet man sich alle Theile desselben, je zweckreicher ein jedes, vorgestellt. Weil

nun aber tugendhafte Verbindungen, in so ferne sie die Gemüther angehen, von Natur einer Wiederherstellung in jener Welt fähig sind; weil durch ihre Wiederherstellung sie selbst weit zweckvoller für unsre Zukunft werden, und eben dadurch unser ganzes gegenwärtiges Leben eine weit nähere Beziehung auf unsre künftige Bestimmung erhält: so können wir nicht umhin, ihre Wiederherstellung der Weisheit Gottes gemäßer zu finden, als ihre gänzliche Aufhebung. Sie sind aber sodann in der That zweckvoller, sind sodann selbst Zwecke der Zukunft, anstatt blos Mittel zu andern Absichten zu seyn. Das Studium der Meßkunst, um durch dieses Beyspiel meine Idee noch mehr zu erläutern, ist immer nützlich, auch, wenn es blos zur Schärfung des Verstandes getrieben wird. Allein, bey dem Jünglinge, der zur Sternkunde, zur Baukunst, oder zu sonst einem Geschäfte bestimmt ist, wobey er stets einen unmittelbaren Gebrauch von seinen mathematischen Einsichten machen kann, ist dieses Studium doch ungleich zweckvoller, als etwa bey dem Theologen, dem Humanisten. — Erinnern Sie sich hier, mein Bester, daß ich es nicht unternommen hatte, aus meiner Behauptung eine ewige, unumstößliche Wahrheit zu machen. Dürfte ich

nun

nun nichts glauben, wäre nichts glaubwürdig, als wovon man das Gegentheil an sich, oder doch aus andern völlig erwiesenen Gründen, für etwas unmögliches halten müßte, so hätte ich freylich mit aller meiner Arbeit nichts gewonnen. Allein, da es vernunftmäßig ist, schon durch ein geringes Uebergewicht von Gründen seine Meynung bestimmen zu lassen: so bin ich ruhig. Denn, eine künftige Wiedervereinigung ist, das behaupte ich, ungemein wahrscheinlicher, als eine ewige Scheidung der besten Freunde; oder vielmehr, sie ist allein wahrscheinlich, hat allein positive Gründe für sich. Denken Sie sich nur einmal den Fall recht lebhaft, daß von allen, die hier in einem zärtlichen Bunde lebten, keiner den Liebling seiner Seele je wieder antreffen sollte, und sagen Sie mir, ob nicht diese Vorstellung Ihrer menschlichen Vernunft im Grunde eben so anstößig ist, als ihrem menschlichen Herzen? Denken Sie sich noch weiter, daß auch alle künftig entstehende Verbindungen, mögen sie gleich noch so edel, noch so zärtlich, einer Ewigkeit noch so werth seyn, gleichwohl insgesammt dem fürchterlichen Schicksale einer gänzlichen Vernichtung unterworfen wären, und sagen Sie mir, ob nicht dieser Gedanke mit allen Ihren Begriffen von den Bedürfnissen unsrer Natur

und der weisen Güte unsers Urhebers eben so unverträglich ist, als mit allen Gefühlen Ihrer Seele? Ist aber der letztere Fall unglaublich; so ist es wahrlich jener eben so sehr. Eine ewige, und selbst eine allgemeine Scheidung ist an sich möglich, das will ich zugeben. Auch ist es überhaupt möglich, das heißt: in so ferne wir in dem unendlichen Plane der Vorsehung immer viel unbegreifliches voraussetzen müssen, allenfalls gedenkbar, daß eine Wiedervereinigung sich nicht in die beste Reihe der Dinge schicken möge. Mir deucht, dies sey viel zugegeben! Allein, welcher positive Grund läßt sich nun weiter anführen, um dieses mögliche auch wahrscheinlich zu machen? Oder was verliert meine Behauptung die bloße Gedenkbarkeit des Gegentheils an ihrer Wahrscheinlichkeit? diese bleibt unvermindert, und nur die volle Gewißheit wird ihr dadurch entzogen. — Die Lehre von der Unsterblichkeit ist vielleicht noch nicht so strenge erwiesen, als die Lehre von der besten Welt. Wird man aber vernünftiger Weise zweifeln können, ob auch die Fortdauer unsrer Seelen zur besten Welt gehöre? Man kann sich, in Ansehung dessen, gleichfalls auf die menschliche Unwissenheit berufen, und eben deswegen, weil wir von der besten Welt nur einen sehr allge-

meinen

meinen Begriff haben, unſre Vernichtung überhaupt gedenkbar finden. Ich ſage, überhaupt gedenkbar. Denn, ſie hört auf, es zu ſeyn, ſo bald wir ſie mit andern Begriffen vergleichen, deren Richtigkeit wir nicht bezweifeln können, ohne zugleich unſre Vernunft für ein Unding zu halten, und ſie mit der ewigen Vernunft, ihrer Urheberinn, in den ſchrecklichſten Widerſpruch zu ſetzen.

Bin ich denn alſo völlig ungewiß über alles, was meine Zukunft betrifft? Iſt unter den unbekannten Gütern derſelben gar kein bekanntes? Darf ich von alle dem, was mich meine Natur ſelbſt wünſchen heißt, nichts mit Zuverſicht erwarten? Da müßte ich keine richtige Vorſtellung von irgend einer Vollkommenheit haben. Sie ſagen zwar, wir haben darüber, aus Vernunftgründen, keine Gewißheit, nicht einmal Wahrſcheinlichkeit, ob unſer künftiger Zuſtand eine vollkommne Glückſeligkeit ſeyn werde? Von einer abſolut vollkommnen Glückſeligkeit kann die Rede nicht ſeyn: die kömmt dem höchſten Weſen allein zu. Ich weiß es aber ſehr gewiß, ſo gewiß, als ich an eine unendliche Güte glaube, daß durch ihre Veranſtaltung unſre Glückſeligkeit dereinſt ſo vollkommen ſeyn werde, als es die jedesmalige und ſtets im Zunehmen be-

griffne Empfänglichkeit eines jeden zulaſſen wird. — Gut! ſagen Sie; aber nicht blos nach dem Grade unſrer Empfänglichkeit, auch nach den Erforderniſſen des allgemeinen Beſten wird ſich das Maaß unſers Glücks richten müſſen. — Dieſe Einſchränkung iſt billig. Vielleicht bin ich dort ſo wenig, als hier, je ganz ſo glücklich, als ich es wohl, meiner eignen Beſchaffenheit nach, ſeyn könnte. Vielleicht! Aber gewiß doch ſo glücklich, als ich es, bey dieſer meiner Beſchaffenheit, in der beſten Verbindung der Dinge ſeyn kann. Nun? Und die beſte Verbindung der Dinge ſollte vielleicht unſre ewige Trennung von unſern liebſten Freunden erfordren? Wenn ſich dieſes traurige Vielleicht etwa nicht ganz vertilgen läßt: ſo iſt es doch, ſollte ich meynen, von aller Wahrſcheinlichkeit ſo ganz entblößt, daß es uns im mindeſten nicht beunruhigen darf. Die beſte Welt, die beſte Verbindung der Dinge iſt, der Idee des beſten gemäß, unſtreitig diejenige, in welcher die meiſte Vollkommenheit, alſo die meiſte Glückſeligkeit, möglich iſt. Nun muß ſich zwar die Vernunft beſcheiden, daß in der göttlichen Idee von dem Beſten unendlich vieles enthalten ſeyn müſſe, woran ihr gar kein Gedanke kommen kann; und vieles enthalten ſeyn könne, welches ihren Vermuthungen ent-

gegen

gegen läuft. Indeſſen hat ſie doch auch manche Einſichten von entſchiedner Richtigkeit, und andre von einer großen Wahrſcheinlichkeit, und ſie thut ihre Pflicht, wenn ſie irgend ein Problem mit ſolchen Einſichten vergleicht, und das Reſultat unter ihren Schätzen beylegt.

Wie Trennung an ſich ein Uebel iſt; ſo iſt Wiedervereinigung, an ſich betrachtet, unſtreitig ein ſehr wichtiges Gut. Sie muß uns alſo von der höchſten Güte zugedacht ſeyn, wofern ſie nicht irgend einem höhern Gute, irgend einer Vollkommenheit des Ganzen, oder unſers eignen künftigen Zuſtandes hinderlich iſt. Welcher nun ſollte oder könnte ſie hinderlich ſeyn? — Von der Beſchaffenheit unſers äußerlichen Zuſtandes in jener Welt wiſſen wir freylich nur überaus wenig. Doch ſie ſey, wie ſie wolle; ſie kann unmöglich der Wiedervereinigung im Wege ſtehen; wir müßten denn in unſrer Art zu exiſtiren künftig gar nichts mit einander gemein haben. Hingegen iſt es im höchſten Grade wahrſcheinlich, oder vielmehr gewiß, daß wir zunächſt mit Weſen von unſerm eignen Geſchlechte in geſelliger Verbindung leben werden. Und warum denn nicht mit unſern ehemaligen Freunden, ſobald nicht etwa eine zu groſſe Ungleichheit des Characters ein zu ungleiches Schickſal nothwen-

dig machte? Ich weiß mir gar keine äußerliche Vollkommenheit jenes Lebens zu gedenken, die durch die Gemeinschaft mit ihnen verloren oder vermindert werden könnte; und noch weniger solche moraliſche Güter, die die ſo traurige Bedingung, ewig geſchieden zu bleiben, erforderten. Allerdings kann oft der Mangel gewiſſer Freuden nöthig ſeyn, um uns den Genuß der übrigen deſto ſchmackhafter zu machen. Aber, die Freuden möchte ich nur kennen, die es durch die Entbehrung unſrer liebſten Freunde werden könnten! So lange mir der Gegner keine ſolche zu nennen weiß; ſo lange es in der Natur unſrer Seele iſt, daß Mittheilung uns den Beſitz jeder Kenntniß, jeder Freude koſtbarer, jedes Leiden erträglicher macht: ſo hat er auch aus dieſer Natur noch nichts für ſeine Meynung angeführt; hingegen widerſpricht ihm die Erfahrung, indem, ihr zu folge, Mittheilung jene Wirkung gemeiniglich um deſto ſtärker hervorbringt, je älter und bewährter der Freund iſt. Befriedigung wohlwollender Triebe macht den vornehmſten Theil unſrer Glückſeligkeit künftig eben ſo gewiß aus, wie hier. Und ſollte es der ewigen Weisheit nicht möglich ſeyn, mich recht glücklich zu machen, ohne zugleich meine wohlwollenden Triebe da zu kränken, wo ſie ſchon ſo lange gewirkt

hat-

hatten? wo es ihnen natürlicher Weise am wehsten thäte? Wenn demnach Wiedervereinigung mit meinen Freunden weder meiner äußerlichen noch innerlichen Vollkommenheit im Wege stehn kann; — denn, wie sie es etwa könnte, wird so leicht Niemand errathen — wenn sie vielmehr beyde vermehren hilft — und wie sie das könne, wird jedermann leicht begreifen: — so läßt sich auch schwerlich befürchten, daß sie mit dem Besten des Ganzen unverträglich seyn dürfte. Die Trennung, in so ferne sie ein Uebel für mich und meine Geliebten ist, wird gewiß keines andern Glückseligkeit vermehren. Die Wiedervereinigung aber, für uns ein so herrliches Gut! würde auch für alle theilnehmende Seelen ein Gut werden, und in ihnen ein Mitgefühl der dankbaren Liebe gegen Gott und der frohen Bewunderung seiner lieblichen Wege erwecken. Genug, eine gänzliche Aufhebung aller zärtlichen Verbindungen dieses Lebens, oder auch nur der meisten, kann unmöglich, als zum Plane der Vorsehung gehörig, in irgend einer Rücksicht, angenommen werden: so wenig man annehmen darf, daß Gott eine Art von Keimen könne gebildet haben, von denen doch keines je wirklich zur Entwicklung gelangen sollte.

Doch, vielleicht haben sie blos die möglichen Ausnahmen im Sinne gehabt, und nur eben das sagen wollen, was ich meinen Wilhelm sagen lasse, nemlich: es dürfte mancher vielleicht zu seinem höhern Glücke einen Weg zu gehn haben, der ihn von seinem ehemaligen Freunde nothwendig entfernte. Dies läßt sich nun, ich gestehe es, nicht so zuverläßig verneinen. Aber unwahrscheinlich bleibt es gleichwohl, daß auch nur eine edlere, vorzüglichere Freundschaft aus der besten Welt auf ewig vertilgt werden müßte; wenn gleich die Unmöglichkeit dieses Falles nicht zu beweisen steht. Eben weil sich blos die Möglichkeit annehmen, die Wahrscheinlichkeit des wirklichen Erfolgs aber mit keinem bestimmten Grunde darthun läßt, eben deswegen hoffe ich schon zuversichtich, daß es damit keine Gefahr habe. Und in dieser Zuversichtlichkeit darf ich so lange mit Vernunft beharren, als ich mir nur Vortheile, wichtige Vortheile der Wiedervereinigung, aber keinen einer ewigen Trennung gedenken kann. Oder sollte vielleicht die Uebung der Seligen in tugendhafter Verläugnung ihrer sehnlichsten Wünsche, in standhafter Ertragung irgend eines Uebels, ein solcher Vortheil seyn? Was darauf zu antworten wäre, habe ich nachgehends noch meinem Gespräche einzuweben gesucht, und übergehe es

also hier. Daß ich übrigens die schönen Vortheile einer Wiedervereinigung genannt habe, werden Sie selbst bereits gefunden haben. Dort, wo Sie solche noch nicht genannt fanden, war es freylich noch nicht vollständig geschehen: das ganze Gespräch sollte davon handeln. Vorläufig war es mit der von Niemand bezweifelten Wahrheit auch schon genug, die unsre Natur einem jeden von uns gelegentlich so sehr zu empfinden gibt, daß Wiedersehn Freude bringt. —

Ich beweise die große, überwiegende Wahrscheinlichkeit des gehofften Wiedersehns aus der Weisheit und Güte Gottes. In so ferne ich mir nemlich jene Vortheile an sich gedenke, erwarte ich sie von der unendlichen Güte, die alles mögliche Glück ihrer Geschöpfe will; in so ferne ich sie, als übereinstimmend mit unsrer Natur, und in gegenseitiger Beziehung mit unsrer jetzigen Einrichtung, unsern Schicksalen hienieden, betrachte, hoffe ich sie von der Weisheit desjenigen, der nicht allein nichts umsonst veranstaltet, sondern auch den vollkommensten moralischen sowohl als physischen, Zusammenhang liebt, und deswegen mein gegenwärtiges Schicksal auch meiner besondern Bestimmung in jener Welt gemäß eingerichtet hat. So muß, z. B. eine zärtliche Mutter oft so viel, ihres Kindes wegen, ertragen

tragen, nicht blos, damit ihre Seelengüte vermehrt werde; sondern auch, damit sie in eben diesen Leiden künftig eine unmittelbare Quelle der schönsten Seligkeit finde; damit sie einst der dankbaren Liebe dieses Wesens genieße, und sich an dessen Vollkommenheiten ergötze, wie sie durch dessen Jammer gekränkt worden.

Sollte denn Wilhelm in der That eben so viel für seine Meynung, eines negativen Grundes wegen, haben, als Moritz für die seinige bey positiven Gründen? Bleibt das völlig unausgemacht, was nicht mit aller Strenge zu erweisen steht? Haben Sie wirklich in Wilhelms Namen gezeigt, daß, unter der Voraussetzung, es gehöre nun einmal eine ewig dauernde Trennung zum göttlichen Plane, nichts wider Gottes Güte und Weisheit, noch wider die Natur unsrer Seele angenommen werde? Meines Erachtens haben Sie dies eigentlich nicht gezeigt. Denn der ganze Beweis liegt in der Voraussetzung selbst, deren Zulässigkeit ich eben bestreite; woferne nemlich Gott, der untrüglich Weise, es so bestimmt haben sollte. Ey ja! So betrübt es für uns seyn möchte, wollen wir doch der untrüglichen Weisheit in Demuth Recht lassen, wenn wider alle, noch so gegründet scheinende, Vermuthung, die Zukunft dennoch jene Voraussetzung wahr machen sollte. Aber noch finde ich

keinen

keinen Grund, der sie rechtfertigte, oder die Wahrscheinlichkeit meiner entgegengesetzten Thesis wirklich schwächte. Bis dahin also lassen Sie uns getrost hoffen, ohne zu zweifeln.

Noch ein paar Gegenerinnerungen, liebster Freund, und ich bin fertig. Jedermann, sagt Moritz, würde mit Recht den Fühllosen verachten, der sich, ohne Hoffnung des Wiedersehns, und doch ganz ruhigen Muths, von seinen bewährten Freunden trennen könte. Sie tadeln diesen Gedanken eben nicht; sind aber doch so gutmüthig — denn nur Gutmüthigkeit kann es bey Ihnen seyn, den ich jüngst noch bey dem Verluste eines liebenswürdigen Kindes so schmerzlich gerührt sah, — daß Sie sogar den Mann von unbeglichem Phlegma deswegen nicht verachten möchten, weil er sich, seiner Natur gemäß, in ein solches Schicksal ruhig zu finden weiß. Doch wahrlich! eine träge Gleichgültigkeit gegen alles, und ein daraus entstehender Mangel des Wohlwollens sind verächtlich; so natürlich sie auch gewissen Leuten seyn mögen. Welcher schlimme Character ist nicht seinem Besitzer natürlich? Und warum sollte die Trägheit mehr Entschuldigung finden, als der Leichtsinn, dem es doch Niemand verzeihen wird, wenn er bald aller Zusagen, aller Verbindlichkeiten vergißt? Ein gesetzter und gelassner Mann ist es nicht

aus

aus Unempfindlichkeit. Seine Empfindungen sind nur minder stark und feurig, oder seine stärkere Vernunft weiß ihnen den Zügel anzulegen. — In dem Grade, und so lange zu trauern, ist freylich nicht Pflicht; aber Pflicht ist es, nicht gleichgültig, unempfindlich, nicht ohne wohlwollende, dankbare Gesinnungen zu seyn; denn dies ist unedel.

Auch werfen Sie noch die Frage auf: ob nicht Gott unsre künftigen Schicksale schon dadurch unsern dankbaren Gesinnungen entsprechend machte, wenn er uns in Umstände versetzte, wo wir uns unsrer Geliebten und der von ihnen genoßnen Liebe oft und lebhaft zu erinnern Gelegenheit fänden? Ich muß gestehen, Freund, ich kann mich mit diesem Gedanken gar nicht vertragen. Freylich hat auch ein wehmüthiges Andenken an verlorne Freunde etwas süßes, und Sie könnten mit Theophron *) wohl fragen: „Kann auch die Erinnerung, wie geschäftig wir „für das Wohl eines geliebten Gegenstandes ge„wesen sind, lebhafter erhalten werden, als „wenn sie sich durch ein schmerzhaftes Gefühl, „das die wohlthätige Hand der Zeit mild und „angenehm macht unserm Innern so tief einge„drückt hat?" — Allein, ich werde, zur Antwort, dagegen fragen: ob Sie nicht den wieder-

geschenk-

*) S. Eberhards Ampnfor p. 138.

geſchenkten Beſitz ihres Lieblings dem wehmüthigen Vergnügen eines zärtlichen Andenkens vorziehen würden? und ob nicht ein ſolches zärtliches Andenken, wann jetzt alle Hoffnung eines künftigen Wiederſehens verſchwunden wäre — dieſe Hofnnng, welche die Hand der Zeit mit einem lindernden Balſam verſieht, ohne den ſie gewiß minder wohlthätig wäre — ob nicht dann, ſage ich, ein ſolches zärtliches Andenken Ihrem Herzen ungleich mehr Bedürfniß, als Befriedigung geben würde? Nein! Gott nehme mir entweder dies Andenken ganz, oder lieber gebe er mir meine Freunde wieder und auch Sie!

Uebrigens, liebſter Freund, muß ich wohl geſtehen, daß ich ſelbſt mit meiner Arbeit lange noch nicht zufrieden bin. Sie hat, in mehr, als einer Rückſicht, der Mängel ſo viele, denen ich nur nicht abzuhelfen gewußt habe. Ich werde mich indeſſen wohl hüten, ſie vor Augen, die ſie ſonſt vielleicht nicht bemerkten, mit eigner Hand aufzudecken. Dies würde der chriſtlichen Selbſtliebe zuwieder, und überdem eine unnöthige Mühe ſeyn: denn vermuthlich werden die worthabenden Herren des Publikums ſchon die Güte haben. — Bey meiner aufrichtigen Ehrfurcht gegen das Publikum, dem ſelbſt Könige Ehrfurcht ſchuldig ſind, und dem gleichwohl heut zu Tage ſo mancher Autor mit der frechſten Zuverſicht unter die

Augen

Augen tritt, habe ich lange Bedenken getragen, ihm dieſe Kleinigkeit anzubieten, auf die ich doch, aus dem nemlichen Grunde allen möglichen Fleiß gewandt hatte. Allein, da ich mit dieſer Kleinigkeit eben ſo eine Abſicht habe, wie jener gute Lorenzo in Hannover mit ſeiner Doſe von Horn: ſo habe ichs dennoch gewagt, und dies rechnet ſich meine Bidigkeit, als ein Verdienſt, an. Habe ich damit nun zu viel gewagt — denn freylich kömmt es in meinem Falle etwas mehr, wie in jenem, auf die Doſe ſelbſt an, und ich wünſchte daher von Herzen, meine hier wäre von Gold und mit Juwelen beſetzt! — ey nun, ſo hoffe ich Verzeihung von einem Publikum, das ſchon ſo oft, wo man es kaum erwarten durfte, Gnade vor Recht ergehen ließ. Denn Sie und meine übrigen Freunde meynten, als ich hierüber mit ihnen zu Rathe ging, es wären noch weit ſchlechtre Sachen mit großmüthiger Nachſicht von ihm aufgenommen worden. Nun darf ſich zwar ſonſt ein Autor, was ſeine Autorſchaft betrifft, auf gute Freunde eben nicht ſehr verlaſſen; aber dies iſt doch ſo gewiß wahr, als daß ich bin

Ihr

aufrichtigſter Freund
E.

Nachtrag

zu der Schrift:

Wir werden uns wiederſehen.

Frankfurt und Leipzig

1789.

Vorbericht.

Schriftliche sowohl, als mündliche Aeusserungen meiner Freunde und andrer würdigen Personen haben mich vermocht, in einem besondern Nachtrage einige Ideen meines Dic[illegible]s noch etwas genauer aus einander zu setzen, und mich zugleich über etliche Punkte zu erklären, die ich mit Fleis übergangen war. Man wird denn zum wenigsten die Gründe erfahren, weswegen ich diese überging, und mir desfalls weiter keinen Vorwurf machen. Diejenigen aber, denen etwa dieser ganze Nachtrag überflüßig scheinen sollte, werden ihn doch, hoffe ich, gütigst entschuldigen.

Hohe Berge und weite Meere waren von je her Lieblings-Gegenſtände meiner Einbildungskraft. Kaum fand ich auch nur die Gelegenheit, das Geſtade des kleinen Weltmeers, der Oſtſee, wirklich zu beſuchen, als ich mich ſogleich, mitten in einem gewaltigen Sturme, dahin aufmachte. Den ganzen Weg über vernahm ich bereits das Getöſe des Meers, ohne es noch ſehn zu können; denn dieß verhinderte der lange Wald, dem zur Seite ich hinging. Je näher ich meinem Ziele kam, je lauter mir das Brauſen der empörten Fluten ins Ohr tönte; deſto mächtiger ſchlug mir das Herz, vor Erwartung des großen Anblicks. Mir war, als ob ich zu einer erhabnen That eilte; und, als hätte ich ſie vollbracht, und überſchaute nunmehr ihre ſeligen Folgen, mit einer ſolchen Erweiterung der Seele, mit einem ſo tiefen Wonnegefühl ſtand ich jetzt am Ufer, verloren

im Genuſſe des groſſen Anblicks. — Eine unabſehliche Fläche voll ſchäumender Wogen! — Und doch, wiewohl mein Auge nicht mehr zu faſſen vermocht hätte! träumte ich mich an's Südmeer, weil auch meine Einbildungskraft keine jenſeitigen Ufer wollte. Ich habe dieſe Küſte nachgehends noch oft beſucht, bald bey ruhigem, bald bey ſtürmiſchem Wetter, und jedesmal hatte ich Mühe, ſie zu verlaſſen; auch, wenn es kein kraftvolles Wogenſpiel gab, und wiewohl der Reiz der Neuheit nicht ferner mitwirkte. — Und was hatte denn dieſer ſo einfache Gegenſtand, das mich immer ſo ſehr ergötzte? Was bezauberte mich hier ſtets aufs neue? Die Unermeßlichkeit der Ausſicht! Denn ein andres Intereſſe gab es hier für mich nicht. Ich ſollte dieſen Ocean nie befahren, und, ob ich gleich überall am Horizonte nach Schiffen umher ſpähte, hatte ich doch keinen Buſenfreund zu erwarten, dem ich ofne Arme bereit halten wollte. Ueberhaupt gibt es wohl nicht leicht jemand, für den nicht ein Anblick der Art ungemein viel reizendes hätte. Das macht, der Geiſt des Menſchen ward zu einer unermeßlichen Daner und Thätigkeit geſchaffen, und alſo findet er

Ver-

Vergnügen an alle dem, was ihm auf irgend eine Weiſe dieſe große Beſtimmung lebhafter zu empfinden gibt.

Und könnte ihm denn wohl die Begierde verdacht werden, womit er Ausſichten in die Ewigkeit ſelbſt — dieſen Ocean gleichſam, den er bald ſo gewiß befahren ſoll — zu ſuchen pflegt? Sollte er nicht, ſo viel er's vermag, forſchende Blicke in ihre weiteſten Fernen ſenden, um dort, wo möglich, etwas näheres von den ihm bevorſtehenden Schickſalen zu entdecken? Freilich ſoll er ſein Forſchen nicht zu weit treiben, noch weniger zu lange im müſſigen Hinſchauen verharren, und darüber der nöthigen Vorbereitung vergeſſen, zu welcher er hier iſt. Allein, einer gemäßigten Neugierde in Anſehung der Zukunft darf ſich wahrlich auch der Edelſte und Weiſeſte nicht ſchämen. Vielmehr gehört es ſelbſt zum Charakter des Edeln und Weiſen, vorwärts, weit vorwärts, über das ganze Erdenleben hinaus, zu ſchauen. Sein Geiſt unterſcheidet ſich eben dadurch vorzüglich von dem Geiſte des Unedeln und Unweiſen, der, indem er immer noch ungleich mehr Bedürfniſſe fühlt, als eine Thierſeele, zwar auch gerne genug

in der Zukunft zu forschen pflegt; doch gewöhnlich lieber in der Zukunft diſſeits, als in der jenſeits des Grabes.

Aber dort vornehmlich, in der jenſeitigen Zukunft, herrſcht leider eine ſolche Dämmerung, daß freilich die hellſehendſte Vernunft dort von jeher immer am wenigſten unterſcheiden konnte, und mehr, als einmal, großes Recht hatte, über die Entdeckungen zu lächeln, die ihre liebe, leichtgläubige Geſpie, linn, die Phantaſie, vermöge ihres Sehrohrs zu machen glaubte. Wo nun aber dieſe ſo gar viel ſieht oder zu ſehn meynt, kann da jene mit ihren geſunden Augen denn gar nichts erblicken? Iſt auch das Wenige, was ſie in jener Dämmerung zu erkennen glaubt, lauter Täuſchung? Oder iſt die Bemühung, von dem, was dereinſt ſeyn wird, einiges zu erforſchen, wo nicht ganz vergeblich, doch ohne Nutzen, und eben deswegen unweiſe?

Dieß letzte in keinem Falle! Schon das bloſſe Vergnügen, was uns jede Ausſicht ins Ewige verſchafft; ſchon dieß ſo edle und eines unſterblichen Geiſtes ſo würdige Vergnügen iſt ein Nutzen von nicht geringem Werthe. Welcher Menſch, deſſen Seele nicht etwa

ganz

ganz vom Rausche der Sinnlichkeit betäubt, nicht überhaupt für alles Nachdenken zu stumpf ist, könnte sich wohl den Genuß einer Forschung versagen, zu welcher ihn das Verlangen nach unaufhörlicher Existenz und Glückseligkeit so mächtig antreibt, und die gerade dieses Daseyn und diese Glückseligkeit nach der anscheinenden Vernichtung, mithin sein gröstes, wesentliches Interesse betrifft? Doch es gilt hier nicht blos Vergnügen! Die Meinungen, die wir von unsrer Bestimmung nach dem Tode hegen, sind nicht gleichgültig. Sie haben einen großen Einfluß auf unsre sittliche Denkungsart; und zwar einen desto grösern, je bestimmter und zuversichtlicher sie sind. Schwerlich könnte sich jemand mit wahrem Ernste der Tugend befleissigen, wenn er nicht das wenigstens sicher fände, daß er unsterblich sey, und dann, wann es keine irrdischen Güter mehr geben wird, noch durch sie ein vollkommeneres Glück erlangen werde. Aber Daseyn, Glückseligkeit sind nur abgezogne Begriffe. Soll er sich etwa mit ihnen schlechtweg begnügen, ohne ihnen irgend ein bestimmtes Gepräge zu geben, aus Furcht, ein ungültiges zu treffen? Einestheils ist dieß

nicht wohl möglich. Sogar der tiefsinnigste Denker vermag es nicht so recht, sich einen künftigen Zustand des Seyns und des Glücks vorzustellen, ohne diese Vorstellungen mehr oder weniger nach dem Muster des Gegenwärtigen auszubilden. Anderntheils aber wäre es auch nicht zuträglich. Denn nehmt erst der Hoffnung einer Zukunft alles bekannte; laßt ihr weiter keinen Gegenstand, als den abstracten Begriff des Daseyns, selbst eines vollkommnern Daseyns, und sagt, wie soll sie da noch das Herz des Menschen so recht interessiren? was da noch großes über seine Gesinnungen und zu seinem Troste vermögen? Wenn sie da auch immer noch Motiv zur Geduld im Leiden und zu mancher schweren Verläugnung seyn kann: so wird sie doch wahrlich nur ein unkräftiges für die Meisten seyn. Und am Ende muß denn doch unstreitig das künftige Unbekannte mit dem bekannten Gegenwärtigen immer noch etwas ähnliches haben, wofern unsre innre Natur bleiben soll, was sie ist.

Doch freilich gibt es dessen nur sehr wenig, was sich in Ansehung unsrer Zukunft mit einem gewissen Grade von Zuversicht näher be-

bestimmen lässet. Zu diesem wenigen aber gehört vorzüglich die Wiedervereinigung mit den vornehmsten Gegenständen unsrer Liebe. Wie nun die Hoffnung derselben für das Herz des Menschen eine der süßesten ist: so ist es, deucht mir, für seine Ruhe und seine Tugend auch gar nicht gleichgültig, ob er sie hege, oder nicht; ob er sie mit mehr, oder weniger Ueberzeugung hege.

Daß sie zur Beruhigung zärtlicher Gemüther ein großes beytrage, erhellt schon aus der Sehnsucht, womit so viele Tausende ihren Gründen nachforschen. Liebe begehrt Vereinigung. Je stärker sie ist, desto schmerzhafter muß auch natürlich jede Scheidung seyn; zumal jede, deren Endschaft sich nicht absehen läßt. Und nun vollends eine ewige! — Zwar jener Vereinigungs-Trieb würde denn auch endlich ermüden, und entschlummern. Aber wie spät! nach wie vielem Kampfe mit der Verzweiflung! Und wie ängstlich würde er nicht bey jeder Gelegenheit aus diesem halben Schlummer wieder auffahren! Wird es doch gefühlvollen Seelen so schwer, sich zu trösten, selbst bey der festesten Ueberzeugung, auf eben dem dunkeln Pfade, der zur Ewigkeit führt,

auch wieder in die Arme des entbehrten Geliebten geführt zu werden. Indessen verleiht sie doch einen kräftigen Trost, diese Hoffnung.

Aber auch auf die Tugend des Menschen hätte sie Einfluß? So gewiß, als sie den Gram seiner Seele lindert. Denn indem sie das thut, wird sie ihm auch unstreitig die schuldige Ergebung in den Willen der Gottheit ungemein erleichtern; ihn desto zufriedner mit ihren Verfügungen machen. So bitter es schon allemal an sich ist, einen Gegenstand seines innigsten Wohlwollens zu verlieren: so erfolgt doch dieser Verlust oft noch dazu unter Umständen, die ihn ohne iene Hoffnung ganz unerträglich machen würden. — Gute, zärtliche Mutter, die du deinen lallenden Liebling oft mit so warmer Inbrunst, mit so süßen Erwartungen an dein Herz drücktest, und dann flehend für ihn gen Himmel schautest! Dein Flehen und deine Erwartungen waren umsonst! Dieser dein Liebling ist dir schon vom Herzen hinweggerissen, und dein Gram kann itzt nicht geringer seyn, als sonst deine Freude und deine Liebe war. Und wenn er noch in den Armen des Todes so sanft, wie

oft

oft in deinen mütterlichen, entschlummert wäre! Aber erst mußtest du ihn Wochen, Monate lang peinlich leiden sehen; mußtest diese Zeit hindurch alle Marter einer zärtlichen Mutterseele ertragen; dich mit tausend, zwar willig übernommenen, aber doch quälenden Bemühungen erschöpfen; erst mußte dieß alles deine Anhänglichkeit an ihm aufs höchste vermehren, ehe der blutige Riß geschah! Aber tröste dich! denn siehe! Es war des Höchsten guter und weiser Wille!

Ja wohl! Allein bey einem so peinlichen Verluste, und unter solchen Umständen insonderheit, muß es auch dem frommgesinnten Menschen natürlicher Weise schwer werden, sich in die Wege der Vorsehung zu finden, und zu sich selbst mit voller Ueberzeugung zu sprechen: Sie machet alles wohl! Fasse er indessen nur erst die getroste Hoffnung, daß auf diese herbe Trennung dereinst ein desto süßeres Wiedersehen von eben der Hand werde veranstaltet werden, die ihm jetzt so wehe thut: und sein Herz wird sich eher ermannen; er wird, wiewohl unter Thränen, diese väterliche Hand anbeten, die ihm Wohlthaten bereitet, indem sie ihn kränkt. Sonst aber

mag

mag es sein Verstand immerhin erkennen, daß die Schickungen des besten Wesens in jedem Falle die besten seyn müssen? — daß sie es in seinem Falle wirklich sind, kann ihm nicht einleuchten; und, wenn er dann jener tröstenden Hoffnung entbehren, sie nicht mit Zuversicht hegen soll; so wird er nur desto mehr zu thun haben, das Murren seines gekränkten Herzens zu unterdrücken. Genug sie ist ein vortreffliches Mittel, dem Menschen bey einem seiner wichtigsten Leiden, die an sich schwere Pflicht der Ergebung, die Zufriedenheit mit seinem Gotte zu erleichtern; zumal, da das Herz, selbst in den ersten, bittersten Augenblicken seines Unmuths, wo es noch jeden andern Trostgrund zurückstößt, wie glühendes Eisen den Wassertropfen, gewöhnlich schon einer Hoffnung empfänglich ist, die den Verlust selbst gewissermaßen aufhebt.

Ausserdem aber, deucht mir, bewirke sie auch durch einen fortwährenden, wiewohl mehrentheils geheimern, Einfluß eine gewisse Erhöhung und Veredlung unsrer geselligen Triebe. Denn gleichviel kann es doch wahrlich in Ansehung dieser Triebe selbst nicht seyn, ob wir unsre Geliebten, als unverlierbare Kleino-

de

de betrachten, oder als solche, die bey allem ihrem vorzüglichen Werthe im Grunde doch nur eben so vergängliche Schätze für uns seyn mögen, als der ganze Rest des Eitlen. Man nehme einmal dies letztere als ausgemacht an. Der Freund, der Gatte, die Mutter erwäge dieses, und spreche zu sich selbst: Dieses Wesen, das ich itzt mit so zärtlichem Wohlgefallen umarme, welches alle Triebfedern meiner Seele zur Beförderung seines Wohls in der regsten Wirksamkeit erhält; um dessentwillen ich so vieles thue, so vieles verläugne, so vieles von innen und von aussen erdulde — dieses geliebte, gepflegte, mir so ganz interessante Wesen wird bald — vielleicht schon morgen — mich nichts weiter angehen; wird für mich so gut als vernichtet seyn; seine ferneren Schicksale werden mir unbekannt bleiben; und, so viel ich auch wahres Verdienst um sein künftiges Wohl haben mag, so wird es mir doch nie durch den Anblick seiner Vollkommenheiten und seiner Freuden, nie durch den seligen Genuß seiner Dankäusserungen vergolten werden. Gesetzt, der Mensch in jenen Verhältnissen hätte eine solche niederschlagende Ueberzeugung; müßte sie nicht in vielen Fällen

ten seine zärtlichen Gesinnungen, seinen treuen mühsamen Eifer um manchen Grad erkälten? ihm nicht jede Aufopferung von Belang noch mehr erschweren? Es ist wahr, die Natur hat theils durch eine unwiderstehliche Sympathie, vermöge welcher ein fremdes Gefühl unser eignes wird, theils durch die innre Süßigkeit gütiger Gesinnungen und Handlungen und überhaupt auf vielfache Weise dafür gesorgt, daß selbst dann der Erfolg nicht eben sehr schlimm seyn würde. Ungleich muthiger und unverdroßner aber muß es denn doch den Menschen unstreitig machen, wenn er zu dem Gegenstande seines Herzens sagen darf: ich werde dich ewig lieben! ewig von dir geliebt werden! ich werde deines und du wirst meines Glückes steter Mitgenosse seyn; und unaufhörlich werden wir so die Früchte unsrer Verdienste um einander geniessen. — Ist nicht eben mit einer solchen Bestimmung, wofern sie wirklich statt hat, die irrdische Verbindung von einer unendlich edlern Natur, als ohne sie? Muß sie mithin nicht dem, der dessen versichert ist, eben dadurch weit werther und heiliger werden, und ihm die mühsamen Pflichten derselben leichter machen? Die Natur hat dem Menschen

schen auch in der That, auſſer jenen Triebfedern, zugleich die Hoffnung des Wiedersehens in den Buſen gelegt, die insgeheim kräftig mitwirkt, und ohne die jene wohl oft genug auf eine schädliche Weiſe nachlaſſen möchten. Die Gründe aber aufzusuchen, durch die ſie beſtätigt wird, iſt eine Sache des Nachdenkens. Daher glaube ich nun, durch die gewagte Unterſuchung derſelben meinen Leſern nicht nur eine angenehme, ſondern, warum es mir am meiſten zu thun war, auch eine wahrhaft nützliche Unterhaltung verſchafft zu haben. Mit Fleiß aber vermied ich dabey alles, was nur unnütze Grübeley zu heiſſen verdient hätte.

Nun ja! höre ich jemand ſagen: Jene Hofnung iſt allerdings für unſer Herz ungemein erfreulich und beruhigend, ja ſelbſt für unſre Frömmigkeit und Tugend erſprießlich. Sey daher auch ihre gläubige Beherzigung einem jeden aufs beſte empfohlen. Die gute Vernunft mag hier auch immerhin, zufälligerweiſe, eine wahre Prophetin ſeyn, wie ſie oft eine glückliche Entdeckerin war. Entſcheiden aber, und ihre Vermuthungen als Beweiſe predigen, ſollte ſie gleichwohl nicht.

Denn

Denn sie besinne sich nur, und sie wird gewahr werden, daß sie schon in Ansehung des Gegenwärtigen sehr unwissend, und noch ungleich unwissender in Ansehung der Zukunft sey. Sie wird finden, daß sie eigentlich so wenig die Möglichkeit, als die Unmöglichkeit der Sache einsehe; eben deswegen denn aber freilich auch keinen Grund habe, dem Lieblingswunsche unsers leichtgläubigen Herzens zu widersprechen. Immer schon etwas, daß sie nur dazu schweigen darf.

Aber auch wenig genug! — So viel ist nun wohl gewiß, und ich selbst habe es in meiner Schrift mehrmalen ausdrücklich genug eingestanden, daß bey allen zusichernden Gründen eine künftige Wiedervereinigung doch nie zur unwidersprechlichen Wahrheit werde. Wie viel giebt es auch überall Kenntnisse von untrüglicher Gewißheit? In unsern Tagen zumal, wo die reine Vernunft in dem Gebiete menschlichen Wissens bereits dermaßen aufgeräumt hat, daß uns fast nicht Eine Wahrheit mehr übrig ist. Denn schon ist das Daseyn einer Gottheit im Grunde nicht viel mehr, als ein Problem, welches freylich der großen Zuträglichkeit wegen als Axiom gelten soll.

Selbst

Selbst die Existenz unsrer eignen Seele — weiland die ausgemachteste Wahrheit — ist nunmehr ein bloßes Räthsel. Was wir bisher für unser bleibendes, untheilbares Wesen hielten, ist vielleicht nur eine Erscheinung, oder eine Reihe von Erscheinungen — wenn sich das verstehen lässet — von keinem Dinge in keinem Dinge. Ueberhaupt würde man sehr Unrecht haben, wenn man sich die reine Vernunft etwa wie einen reinen Himmel gedächte, von dem sich desto mehr Licht auf unsern Gesichtskreis verbreitet, je reiner er ist. — Darf ich also mit jenem Weltweisen nicht einmal mehr sagen: Ich denke, und also bin ich; wie werde ich denn wohl aus irgend einem Grunde behaupten können: Ich werde seyn? Und wie thöricht ist es da vollends, von künftigen Bestimmungen meines Daseyns irgend etwas, nur als sehr wahrscheinlich, zu behaupten? Soll denn aber die gemeine Vernunft ihren gebahnten Weg, auf dem sie doch bisher noch so manche Befriedigung für sich selbst, so manchen Trost für das Herz fand, nicht weiter verfolgen, aus Furcht vor dem Hohnlächeln jener höhern Vernunft, die doch in der Wüste, wohin sie mit ihrem Tiefsinne

sinne geräth, leider selbst darbet, und das Herz verschmachten lässet? Ich dächte, nein! Indessen begehre ich den Satz, daß vorzüglich edle und zärtliche Seelenbündnisse dereinst wieder werden erneuert werden, noch keineswegs mit jenen in gleichen Rang zu setzen, welche die gemeine Vernunft bisher als ausgemachte Wahrheiten anerkannt hat. Ich behaupte nur, daß er bey alledem mit diesen in der schönsten Harmonie stehe, und daß daher die Vernunft nicht umhin könne, ihn höchstwahrscheinlich zu finden, und ihm ihren vollen Beyfall zu geben. Was wäre uns auch viel mit ihrer bloßen Neutralität gedient?

Läßt sich denn aber wohl mit Recht sagen, daß wir durchaus nicht wissen, was künftig nur seyn könne, und mithin noch weniger, was seyn werde? Heißt wissen etwa nur: eine anschauende Kenntniß von etwas haben, oder auch, die innere Nothwendigkeit einer Sache, die Unmöglichkeit ihres Gegentheils aus unstreitigen Gründen einsehen; ja, so ist nichts gewisser. Denn sogar die Unsterblichkeit ist mir auf diese Weise noch kein sichres Gut; indem ich, wo keine wirkliche Vernichtung, doch gewiß ein Zurücksinken meiner

Seele

Seele in jenen urſprünglichen Zuſtand der Unbewuſtheit an ſich allerdings gedenkbar finde. Ich weiß denn aber doch immer etwas, ſollt' ich meynen, wenn ich von einer Sache auch nur einiges, und dieß nur im allgemeinen einſehe. Ich weiß doch etwas von der Zukunft, wenn ich auch nur die Wahrſcheinlichkeit eines Erfolgs aus triftigen Gründen erkenne; das Gegentheil aber mit meinen anderweitigen geprüftesten und ſicherſten Kenntniſſen unverträglich finde. Denn es kann nimmermehr Zwietracht zwiſchen Wahrheit und Wahrheit ſeyn; und was in ſich ſelbſt einen Widerſpruch erthält, iſt eigentlich um nichts unwahrer, als was andern ausgemachten Wahrheiten entgegen iſt: oder dieſe müßten fälſchlich dafür gegolten haben. Bey tauſend Meynungen iſt es nun freylich ſo, daß wir zwar ihre ſchöne Eintracht mit den von uns anerkannten Wahrheiten deutlich wahrnehmen, gleichwohl aber doch das Gegentheil von jenen nicht zugleich als das förmliche Gegentheil von dieſen erkennen. Deswegen ſind es denn freylich nur Meynungen, deren Wahrſcheinlichkeit aber gerade ſo vollkommen iſt, als jene Eintracht. Genug, Wahrſcheinlich-

keit iſt die Stellvertreterinn der Wahrheit bey uns Menſchen, der wir unſre Huldigung nicht verſagen dürfen. — Es iſt aber zweyerley, im allgemeinen zu wiſſen, daß etwas geſchehen werde, und zu wiſſen, wie es geſchehen werde. Dieß letztere bleibt uns im Grunde überall, auch beym ſinnlichen Anſchauen des Gegenwärtigen, und ſelbſt bey den unmittelbarſten Kraftäuſſerungen unſrer eignen Seele, unbegreiflich. Dieß kann aber unſern ſonſt wohlgegründeten Erwartungen ſo wenig von ihrer Wahrſcheinlichkeit, als unſern Erfahrungen von ihrer Gewißheit entziehen. Weiß ich gleich freylich nicht, wie mein Geiſt künftig exiſtiren könne und ſolle; ſo bin ich doch um nichts weniger überzeugt, daß er es wird. Weiß ich gleich ferner nicht, wie viel oder wie wenig ähnliches mein künftiger Zuſtand mit meinem jetzigen haben werde: ſo erwarte ich doch mit gerechter und ungekränkter Zuverſicht eine vermehrte Vollkommenheit deſſelben, keine verminderte. Ich habe die wichtigſten Gründe, beydes zu glauben, und deswegen verdient dieſer mein Glaube ſchon, daß er Einſicht heiſſe. Nur beziehen ſich jene bloß auf den Erfolg überhaupt, nicht

auf

auf die Art und Weiſe deſſelben. Und wenn ſich denn alſo von dem Wie eines künftigen Wiedererkennens auch gar nichts beſtimmen, gar keine Möglichkeit einſehen läſſet? — Alle die tauſend Sterne über uns, die aus ſo ungeheuren Fernen ein ungeborgtes Licht zu uns herab ſtrahlen, ſind unſtreitig lauter Sonnen. Dieß iſt mathematiſch gewiß. Daß ſie aber nicht daſtehen, wie Herrſcher ohne Gebiet und Unterthanen, daß vielmehr jede von ihnen ihre bewohnbaren und bewohnten Planeten um ſich her bewege; auch wohl ſelbſt ein Wohnplatz lebender Geſchöpfe ſey, davon ſagt uns freylich die Sternkunde ſelbſt keine Sylbe. Doch welcher Weiſe hätte das Herz, es zu bezweifeln, oder es doch nur als ein Vielleicht gelten zu laſſen? Wer wäre davon nicht völlig überzeugt, ungeachtet über die möglichen Einrichtungen jener Weltkörper und die dadurch irgend möglichen Arten des Lebens auch nicht die mindeſte Muthmaßung ſtatt findet? Denn wie könnte man es einem Gott von unendlicher Güte, Weisheit und Kraft wohl zutrauen, daß er den Schauplatz ſeiner Herrlichkeit ſo öde und leer gelaſſen, und nur unſern kleinen Winkel bevölkert habe? — Wohl-

an denn, hat einmal ein künftiges Wiederſehen aus gleichen Gründen überhaupt nur gleiche Wahrſcheinlichkeit; ſo thut es ihm nichts, es mag ſich darüber noch etwas näheres errathen laſſen, oder nicht. Die Möglichkeit an ſich, die ſich analogiſch doch noch begreifen läßt, iſt da ſchon in jener mit begriffen. Was den wichtigſten Gründen zufolge geſchehen ſoll, das kann nicht unmöglich ſeyn.

Soll denn aber jene ſüße Hoffnung ſo gewiß in Erfüllung gehen? Iſt das ſo unſtreitig göttlicher Wille? — Ich glaube doch, hinlänglich gezeigt zu haben, daß dieſe Behauptung unendlich mehr, als das Gegentheil, mit den Begriffen übereinkomme, die wir von der weiſeſten Güte unſers Urhebers und ſeinen allgemeinen Abſichten mit uns zu hegen genöthigt ſind. — Mir will es gleichwohl noch nicht hinlänglich ſcheinen, ſpricht ein edler, ſchwermüthiger Freund. Was lieſſe ſich nicht alles aus der Güte und Weisheit Gottes beweiſen, wovon doch die tägliche Erfahrung leider gerade das Gegentheil lehrt. Wirf nur einen Blick auf jenen Haufen armſeliger, elender Negerſclaven, die doch ſo

gut,

gut, wie wir andern, Gott zum Vater haben, und denen er gleiche Anſprüche auf Glück und Wohlſeyn verliehen hat. Oder haben gleiche Naturen nicht gleiche Anſprüche? Warum gibt denn der Gott und Vater aller Menſchen ſeine ſchwarzen Kinder, deren Farbe doch kein Verbrechen iſt, unter die ſchreckliche Geiſſel der weiſſen, die vielmehr ſelbſt, großentheils, ihrer Grauſamkeit wegen, einen ſolchen Fluch verdienten. Du ſagſt, den Trieben unſrer Natur ſey von der Vorſehung ihre Befriedigung beſtimmt. Aber ſchau! Noch iſt die Erde voll von Gefängniſſen der abſcheulichſten Art, wo tauſend betrogne Unſchuldige nach Freyheit ſchmachten, und ſich in erzwungener Keuſchheit zu Tode martern. Ueberhaupt, wie viel haben wir Triebe, heiſſe und gute Triebe, die nicht erfüllt werden und nicht erfüllt werden können. Wie, wenn es in jenem Leben nicht anders wäre?

Aus dieſen und ſo viel ähnlichen Thatſachen ſoll freilich kein Tadel der Vorſehung, kein Einwurf gegen die Vollkommenheit ihrer Weisheit und Güte hergenommen werden. Dieß hat mein Freund ſo wenig im Sinne, als es mein Wilhelm hatte. Denn der hat

es bereits gesagt, daß überhaupt die unläugbarsten Bestimmungen in der Natur unzähligemale verfehlt werden. Jener scheint indessen noch etwas mehr zu wollen, als dieser. Ihm, scheint es, wird durch so vielfältige und auffallende Erfahrungen der Art der von mir geführte Beweis im ganzen verdächtig. Wenn auch Erwartungen, zu welchen jeder Mensch hier so unstreitig berechtigt ist, in tausend und abermal tausend Fällen getäuscht, seine mächtigsten Triebe so bitter gekränkt werden, ohne daß daraus irgend etwas gegen die Güte der Vorsehung folge: wie viele Sicherheit gewährt uns da wohl überhaupt eben diese Güte für die Befriedigung solcher Bedürfnisse unsrer Natur, die an sich minder ausgemacht sind? Was soll ich nun hierauf zur Antwort geben?

So viel auch einem jeden an seinem Theile daran gelegen ist, zu wissen, ob sich jedermann ohne Ausnahme, einer Wiedervereinigung mit den Geliebten seines Herzens sicher getrösten dürfe; so war das doch eigentlich nur eine Nebenfrage bey der von mir angestellten Untersuchung. Die Hauptfrage ist allgemeiner, nehmlich: ob das Glück der

Wie-

Wiedervereinigung, überhaupt genommen, mit zur menſchlichen Beſtimmung in jener Welt gehöre; wenn auch allenfalls mit mancher Ausnahme. Dieß bejahe ich nun, aus Gründen der Vernunft, als etwas höchſtwahrſcheinliches. Und dieſe Wahrſcheinlichkeit im allgemeinen wird, ſo viel ich ſehe, durch alle jene Erfahrungen nicht im mindeſten angetaſtet; indem Ausnahmen nicht gegen die Regel an ſich, ſondern nur gegen ihre Allgemeinheit etwas beweiſen. Tauſende haben das Schickſal, den ſo heiſſen Trieb der Liebe nicht befriedigen zu können. Nun? Iſt deswegen für dieſen Trieb überall keine Befriedigung beſtimmt? Oder wären die ungleich häufigern Fälle, wo ſie genoſſen wird, etwa gar nur Ausnahmen? Wem könnte ſo ein Gedanke behagen? Es gibt Blinde und Taube: gäbe es aber kein Licht und keinen Schall, ſo würde es gewiß auch überall keine Augen und Ohren geben. Hie und da iſt eine Anzahl Menſchen Hungers umgekommen; gleichwohl dürften wir nur wiſſen, daß es Nahrungsbedürftige Weſen im Monde gebe, um verſichert zu ſeyn, daß ſich dort auch ſchickliche Nahrungs-Mittel für ſie finden. Denn die

Einrichtungen in der Natur ſind nothwendig alle zweckmäßig übereinſtimmend.

Iſt nun Wiedervereinigung mit denen, die wir einmal innigſt geliebt haben, ein bleibendes Bedürfniß unſrer moraliſchen Natur — doch wie? wenn eben dieß noch einer Bezweiflung fähig wäre? Ein geſelliger Trieb überhaupt, könnte man ſagen, iſt freylich ein unvertilgbarer, weſentlicher Charakter unſrer Seele, wie wohl eines jeden mit Moralität begabten Geſchöpfes. Daraus ergibt ſich denn auch unſtreitig, daß unſer künftiges Leben in jedem Falle ein geſelliges ſeyn werde. Was für einen beſondern Gegenſtand dieſer, an ſich unbeſtimmte, Vereinigungstrieb ergreife, das hängt von der vorhandnen Gelegenheit ab; und das Feſthalten des einmal ergriffnen iſt dann allerdings ein Beweis ſeiner ſittlichen Würde. Gleichwohl iſt ein ſolches Feſthalten keine innre Nothwendigkeit, und es verdient noch nicht den Namen eines ſträflichen Wankelmuths, fahren zu laſſen, was man nicht halten kann. Zwar gehört es durchaus zum Weſen einer ächten und edlen Liebe, einen ewigen Beſitz ihres Gegenſtandes zu begehren, ſo lange ſie wirklich noch im Beſitz iſt.

ist. Auch wird sie dessen Verlust so bald nicht verschmerzen können. Allmählich wird sie ihn aber doch verschmerzen, wie die Erfahrung lehrt; und endlich wird sie dann vielleicht aufhören, diese treue, redliche Liebe —

Nun ja, aufhören, eine Leidenschaft zu seyn! Aber auch aufhören, sich den süßen Genuß ihres Gegenstandes zurückzuwünschen? Unmöglich! Da wäre sie keine Liebe mehr! Oder sollte sie ganz vergehen, so gut, wie alle die Triebe, die dem Leibe gehören, und mit ihm abgelegt werden? Nein wahrhaftig! Dazu ist tugendhafte Liebe viel zu edel! Sie wird unsterblich seyn, wie die Seele selbst, und unvergänglich, wie das Andenken an die Vorzeit! Ein Wesen, welches immer das nehmliche bleibt, dessen noch so verschiedne Zustände doch insgesammt nur Ein Leben ausmachen; ein solches Wesen müßte doch unausbleiblich in jeder möglichen Lage und in einer noch so fernen Zukunft immerzu häufig Veranlassung finden, sich seiner frühesten Schicksale bald mehr, bald minder lebhaft, zu erinnern. Kann dieß nicht fehlen, so kann auch die wahre Liebe in der Seele nie verlöschen. Denn jene wesentlichen Vorzüge ihres

Ge-

Gegenſtandes, durch die ſie entzündet ward, und inſonderheit deſſen uns ſelbſt betreffende Geſinnungen und Verdienſte müſſen auch in der Erinnerung ewig einen beſondern Werth für uns behalten; und nie kann uns das gleichgültig werden, was wir ſelbſt, um dieſes Gegenſtandes willen, edelmüthig empfanden und thaten. Alſo nicht bloß den allgemeinen Trieb zur Geſelligkeit werden wir aus dieſem erſten Zeitraume unſers Daſeyns in alle künftigen mit uns hinübernehmen; ſondern auch die beſondre Neigung zu eben dem Weſen, das uns hier einmal, ſo ſtark und vielfach intereſſirt hat. Wir würden zum wenigſten ewig deſſen Ideal lieben, falls wir deſſen ſelbſt entbehren müßten, und würden deſſen nie anders, als ungern, entbehren können. Auch wird jene erſte Liebe durch keine neue jemals verdrängt werden, indem keine mit ihr unverträglich ſeyn kann. Und dieſer unvertilgbare Funken — o wie ſchnell würde er doch wieder zur mächtigſten Flamme werden, ſo bald wir das theure Kleinod unſers Herzens wieder fänden.

Nochmals alſo: Aechte Liebe vergeht nicht, und Wiedervereinigung mit den Geliebten iſt

ein bleibendes Bedürfniß unsrer moralischen Natur. Gegen die Wahrheit aber, daß Gott keinen Trieb in sein Geschöpf legte, für welchen er durchgehends keine Befriedigung gewollt hätte, zeugen keine Ausnahmen. Sie zeugen desto weniger gegen ihn, je edler und vortrefflicher er an sich ist, und je grösern Einfluß er auf die besondre und allgemeine Wohlfahrt der Geschöpfe hat.

Jedoch! — Was kann es mir helfen, daß andre gelabt werden, indem ich schmachte? Wie vielen Trost sollen denn mir alle die Gründe gewähren, die jenes herrliche Glück zwar vielen Liebenden: aber nicht allen, zusichern; da doch die Ausnahme mich so leicht treffen mag, als jeden andern? Hierauf weiß ich nicht besser zu antworten, als mit einer Gegenfrage. Sollen in jener Welt alle Tugendhaften von aussen sowohl, als von innen, glücklich werden? Dürfen, müssen wir dieß nicht der göttlichen Güte zutrauen, ungeachtet die gegenwärtige Erfahrung dieses Vertrauen so sehr bestreitet? Hienieden ist es nun einmal nach dem ganzen Zusammenhange der Dinge nicht möglich, daß der Grad äusserlichen Glückes dem Grade der Tugend allemal

gleich

gleich sey. Selbst die innre Glückseligkeit des guten Menschen, die übrigens freylich für sich besteht, leidet nur gar zu oft unter den vielen Widerwärtigkeiten, die hier wohl gerade die edelste Tugend am meisten bedrängen. Wenn es dabey gleich wahr ist, daß Trübsale die Tugend läutern und erhöhen, und daß daher selbst dieser Contrast des Schicksals mit dem Verdienste in vielen Fällen als eine gütige Fügung der Vorsicht zum Besten der Tugend gedacht werden darf: so ist es doch nicht minder gewiß, daß manche Leiden des Tugendhaften, solche nehmlich, die ihn nicht bloß seines Charakters wegen betreffen, dennoch erfolgen mußten, indem es die noch unvollkommne Einrichtung des irdischen Lebens so mit sich brachte. Kein Vernünftiger wird zwar diese Unvollkommenheit unsrer gegenwärtigen Einrichtung und deren schlimme Erfolge der Vorsehung zum Vorwurfe machen, und ihr deswegen einen Mangel an Güte und Weisheit zutrauen. Er wird vielmehr bedenken, das Gegenwärtige sey nur ein kleiner Theil des unermeßlichen Plans der Gottheit, und glauben, dieß an sich unvollkommene sey im Zusammenhange mit dem künftigen etwas voll-

komm-

kommnes. Indeſſen ſind nun einmal die Uebel dieſes Lebens gröſtentheils unvermeidlich, auch für den Tugendhaften. Gleichwohl aber — nicht wahr? — gleichwohl trauen wir alle es der Vorſehung mit ruhigem Muthe zu, ſie werde die künftige Einrichtung mit dem Menſchengeſchlechte ſchon zum voraus ſo getroffen haben, daß jeder Tugendhafte, jeder ohne Ausnahme nicht bloß in ſeinem Innern, ſondern auch in ſeiner ganzen äußerlichen Lage ein Glück finde, wie es ſeine Tugend gebühret. Hier nun befürchten wir keine einzige Ausnahme, und dürfen es nicht. Und doch fänden hier eben die Zweifel ſtatt, als gegen die allgemeine Wiedervereinigung treuliebender Seelen. Vielleicht, könnte man auch hier ſagen, iſt es ſelbſt für die höchſte Güte und Weisheit keine Möglichkeit, jeden Tugendhaften dereinſt auf eine angemeſſne Art zu belohnen. Vielleicht wird daher eine Menge verdienſtvoller Weſen von einem Zeitpunkte ihres Daſeyns zum andern, und vielleicht immerdar, in einer betrübten Lage ſchmachten, und darüber auch den Genuß innrer Ruhe, ja endlich ſelbſt ihre Tugend, verlieren müſſen. Dieß mag in keinem möglichen Zuſammenhange

der

der Dinge, falls er nicht immerzu durch Wunder soll unterbrochen werden, vermeidlich seyn. Allein, kein solches Vielleicht, so unwiderleglich es an sich ist, kann jene getroste Erwartung bey uns im mindesten erschüttern. Denn wir begreifen, ohne noch den Ausspruch einer Offenbarung vor uns zu haben, daß wir durch eine solche Besorgniß in der That eine Unehrerbietigkeit gegen Gott begehen würden; indem wir dadurch seine Güte und Weisheit verkleinerten, ja gar mit sich selbst in Widerspruch setzten. Wir begreifen nehmlich, daß es nothwendig ein Zweck seiner höchsten Güte und Weisheit sey, durchgehends ein richtiges Verhältniß zwischen Glück und Tugend in seiner Welt zu veranstalten. Wir begreifen auch, daß die Verkettung der Dinge und die davon zunächst abhangenden Schicksale der Lebendigen kein Werk eines blinden Geschicks, sondern eben dieser unermeßlichen Güte und Weisheit sey, die ihres Zweckes nicht verfehlen kann; einer Weisheit, die zwar nicht, ohne Widerspruch mit sich selbst, die natürlichen Erfolge der einmal von ihr beliebten Einrichtung hemmen und abändern könnte; die aber auch eben so wenig, ohne

Wi-

Widerſpruch mit ſich ſelbſt, eine ſolche Einrichtung kann getroffen haben, die einem ſo weſentlichen Zwecke, der moraliſchen Ordnung, nicht durchgehends ein Genüge thäte. Ihr kann da keine andre Unmöglichkeit im Wege ſtehen, als nur dieſe: das alles auf einmal auszuführen, was ſie doch nicht durch Wunder, ſondern durch den natürlichen Lauf der Dinge, mithin allmählich von ſelbſt, erfolgen zu laſſen, beſchloſſen hat. Wir betrachten daher mit Recht alle gegenwärtigen Uebel als Disharmonieen, deren befriedigendſte Auflöſung ſo gewiß erfolgen wird, als es eine unendlich gütige, unendlich weiſe und überall thätige Vorſehung gibt. Nein! In ihrer Welt kann keine Tugend unbelohnt bleiben, oder auch nur unverhältnismäßig belohnt werden.

Kann dieſe Betrachtung nicht jedes zärtliche, blutende Gemüth, welches vor dem Gedanken einer ewigen Trennung erbebt, der Ausnahmen wegen beruhigen, die ſich allenfalls in Anſehung des Glücks der Wiedervereinigung befürchten ließen? Ich denke, ja! Es hat wohl in der That nicht viel mehr Gefahr, daß es die alles regierende Vorſehung

nicht eben so gut in ihrer Gewalt haben sollte, dereinst jede tugendhafte Liebe durch die Zurückgabe ihres beweinten Kleinodes, als überhaupt jede Tugend mit Seligkeit zu belohnen. — Man könnte zwar einwenden: Glückseligkeit überhaupt sey auch in tausenderley verschiednen Lagen möglich, und erfordere nicht gerade dieses oder jenes bestimmte Verhältniß, welches etwa dem Besten des Ganzen entgegen seyn möchte. Gleichwohl ist es nicht dieser Umstand, der jedem Tugendfreunde ein gerechtes Maas künftiger Wonne sichert; — denn gilt nicht das nehmliche hier im Leben, wo doch so manchen Rechtschaffnen ein Leiden über das andre trifft? — sondern die vollkommne Weisheit Gottes thut es, als welcher wir, nebst der unstreitigen Absicht, jeden Edlen verhältnißmäßig zu beglücken, auch die unfehlbaren Mittel der Ausführung zutrauen müssen. Ist denn nun einmal die Wiederknüpfung des theuren Bandes, dessen Zerreissung so schmerzhaft war, für jeden redlichliebenden ein so wichtiges Bedürfniß, und gerade ein desto wichtigeres, je edler und inniger er geliebt hat; darf man denn wohl in Ansehung dessen weniger Vertrauen zu dem wei-

weiſeſten Weltherrſcher hegen? Wo freylich dieſes edle Bedürfniß ſeine Befriedigung finden ſoll, da müſſen unzählige Verhältniſſe wegfallen, worinn ſonſt der eine und der andre ſtehen könnte; und da befürchtet man nun die Möglichkeit, daß eben dieſe Bedingung in vielen Fällen mit höhern Abſichten der Vorſehung unverträglich ſeyn dürfte. Nun würde es zwar verwegen ſeyn, eine ſolche Möglichkeit nur ſo ſchlechtweg zu läugnen, da doch jenes nicht zu den weſentlich nothwendigen Zwecken Gottes zu gehören ſcheint; jedoch zum Erweiſe derſelben darf man ſich auch nicht auf Beiſpiele dieſes Lebens berufen, welches bloßer Eintritt ins Daſeyn und Vorbereitung einer beſſern Zukunft iſt. Ueberhaupt aber thun wir am beſten, wir laſſen das Mögliche möglich ſeyn, und halten uns lieber ans Wahrſcheinliche. Wahrſcheinlich aber iſt es doch unſtreitig in jeder Rückſicht, und zwar auch in Anſehung jedes einzelnen Falles wahrſcheinlich, daß Wiedervereinigung ſolcher Weſen, die von Natur vorzüglich mit einander harmoniren, und ſich bereits durch gegenſeitige Verdienſte äuſſerſt werth geworden, zur Vollkommenheit der moraliſchen Welt, mithin zu den

Zwecken des Allerweiſeſten gehöre. Dieſe Vorſtellung iſt unſerm Verſtande natürlich, und wir können nicht umhin, jede Ausnahme als eine Lücke in dem uns gedenkbaren ſchönen Zuſammenhange unſrer Schickſale anzuſehen. Gedachte Möglichkeit hingegen, daß eine Menge der ſeligſten Harmonieen auf ewig ſollte vernichtet werden, damit andre Verhältniſſe, und durch ſie größre Vollkommenheiten in der Welt ſtatt finden, iſt doch nur ein erzwungner Begriff, dem keiner von uns eine ſeinem Herzen ſo unentbehrliche Hoffnung aufzuopfern braucht. Mit welch einer Mannichfaltigkeit abwechſelnder Verhältniſſe kann nicht überdem jede genauere Verbindung beſtehen, die doch auch nicht gerade als ein ununterbrochnes Beyſammenſeyn gedacht werden muß. Genug, es iſt und bleibt unwahrſcheinlich, daß Gott auch nur ein einziges Seelenbündniß von vorzüglichem Werthe zu ewiger Vernichtung ſollte verdammen wollen oder verdammen müſſen. Schon die innre Unmöglichkeit eines ſolchen widerſpricht dem Gedanken.

Denn es verſteht ſich ja wohl von ſelbſt, daß hier nicht eben jede nähere Verbindung unter

unter den Menschen gemeynt sey. Es gibt ja so manche, die an sich tadellos und gut ist, ohne doch jenen Anspruch auf die Ewigkeit machen zu können. Ueberhaupt kann die bloße Art gegenseitiger Verhältnisse hier in keine Betrachtung kommen; sondern nur ihre innre sittliche Beschaffenheit. Blutsverwandschaft, Ehebündniß, Freundschaft — es sind heilige Namen; aber wie selten sind sie das wirklich, was sie seyn sollten. Wie oft sind nicht die vornehmsten Bande der Natur schlaff, unwirksam und verachtet! Wie viele Partheyen, über deren Liebe ein feyerlicher Segen gesprochen ward, sind, um noch nicht vom Schlimmsten zu reden, so dürftig an wahrem gegenseitigen Wohlwollen, daß sie einer ewigen Scheidung wegen gewiß keinen Kummer hegen. Und wie viele gibt es unter der zahllosen Menge von Freundschaften, die Innigkeit und Würde genug haben, um völlig diesen so vielbedeutenden Namen und jenen köstlichen Preis der Zukunft zu verdienen? Nur diejenigen also, die durch eine schöne Uebereinstimmung ihres Charakters mit einander verbunden sind, die sich um bleibender Vorzüge willen mit wahrer Hochschätzung und inniger

Zärtlichkeit einander lieben, und vor allen, die durch wohlwollendes Thun und Leiden vorzügliche Verdienste um einander haben; nur solche sind' es eigentlich werth, sich dereinst wieder zu finden, und dann ewig einer liebevollen, seligen Gemeinschaft zu geniessen. Und für solche ist dieses Glück eigentlich auch nur Bedürfniß.

Wie denn aber, wenn Personen von ungleichem Charakter gleichwohl einen beträchtlichen Grad wahren Wohlwollens gegen einander hegen? oder wo sich dieses auch nur auf der einen Seite findet? Was für ein Schicksal sollte denn wohl einer solchen Verbindung bevorstehen? Daß ich hierüber meine Meynung nicht gesagt habe, ist vermuthlich den wenigsten meiner Leser recht gewesen. Mir schien es indessen am besten, diesen Punkt unberührt zu lassen, über den man doch nur ziemlich unsichre Muthmaßungen vorbringen kann. Denn die von mir gebrauchten Gründe für ein künftiges Wiedersehen sind so beschaffen, daß sie freylich nur den Tugendhaften jene tröstliche Aussicht eröfnen. Indem wir jene Welt als den Ort betrachten müssen, wo einem jeden nach seinem hier geführten

Wan-

Wandel ſoll vergolten werden: ſo geräth man natürlicher Weiſe auf folgende Vorſtellung. Je tugendhafter und vollkommener man hier gelebt hat, deſto ſeliger wird man dort ſeiner ganzen Lage nach ſeyn. Perſonen alſo, die nicht einen gleichen Grad ſittlicher Vortrefflichkeit erlangt haben, Perſonen von ungleicher Seelengüte können und werden dort wohl ſchwerlich in Verbindung ſtehen; da ſie nicht auf einer gleich hohen Stuffe der Seeligkeit ſtehen können. Wie ſehr vielen aber, die ſich doch redlich einander lieben, und eine Wiedervereinigung innigſt wünſchen, möchte nun dieſer Umſtand eine immerwährende Trennung drohen! Und wie wenige mögen denn am Ende Troſt und Beruhigung aus einer Lehre ſchöpfen dürfen, die nur in Anſehung derer, die ſich an moraliſchem Werthe gleich ſind, eine volle Wahrſcheinlichkeit behält.

Man ſieht leicht ein, daß ich mich auf die Erörterung dieſes Punkts in meiner Schrift nicht füglich einlaſſen konnte, in ſo ferne ich, meinem Vorſatze getreu, nichts vortragen wollte, als was ſich ohne Vorausſetzung geoffenbarter Lehren blos aus einer vernünftigen Erwägung zu ergeben ſchien. Dieſe ſagt uns nun

eben nichts von einer Verschiedenheit des künftigen Aufenthalts nach der Verschiedenheit des Charakters. Die heilige Schrift entscheidet freilich im allgemeinen über Himmel und Hölle; wogegen denn die Vernunft auch nichts einzuwenden hat; wenn sie sich gleich, was die letztere betrifft, gerade nicht zu der fürchterlichen Orthodoxie mancher Schrift-Ausleger bekennt. Diese Lehre denn einmal vorausgesetzt, was läßt sich da wohl über jenen Punct am wahrscheinlichsten vermuthen.

Hier sind zwey Fälle zu unterscheiden, der nehmlich, wo Tugend auf beyden Seiten ist, aber ungleiche Tugend; und der, wo sich bey dem einen Theile ein tugendhafter, bey dem andern hingegen ein wirklich lasterhafter Charakter findet. Denn jenen dritten Fall, wo ein lasterhaftes Gemüth mit dem andern gepaart ist, darf ich wohl, ohne Vorwürfe zu besorgen, ganz unberührt lassen. Dergleichen Verbindungen führen den Namen der Freundschaft und Liebe wohl sehr unrechtmäßig; und es mag allerdings ein Wiedersehen böser Genossen statt finden, aber welches!

Meine Meynung wäre nun etwa diese. Um auf das Glück einer erneuerten Verbin-

dung

dung rechnen zu dürfen, wird allerdings zwar Tugend auf beyden Seiten, doch wohl eben keine völlige Gleichheit derselben erfordert. Ihrer Art nach ist die innre Glückseeligkeit, dieser eigentliche Lohn der Tugend, stets einerley. Sie besteht nehmlich überhaupt im Genusse eines steten, ungehinderten Wachsthumes an Vollkommenheit sowohl des Verstandes, als vornehmlich des Herzens. Da nun das Innere und Wesentliche nicht der Art, sondern nur dem Grade nach verschieden ist; so darf auch der äusserliche Zustand, um mit jenem zu harmoniren, gerade noch nicht von einer so ungleichartigen Beschaffenheit seyn, daß wir für jeden Grad innrer Vollkommenheit und Seligkeit einen eignen Himmel annehmen müßten. Selbst die Aeusserungen der heil. Schrift nöthigen uns nicht dazu. Zwar wird in der bessern Zukunft das Aeusserliche dem Innerlichen unstreitig genauer entsprechen, als es hienieden möglich ja nützlich ist. Es wird da sicherlich keinen solchen Contrast des Schicksals mit dem Verdienste geben, wie so oft auf Erden. Dafür bürgt uns die unverkennbare Liebe des Schöpfers zur Ordnung nicht minder, als seine Verheissung.

Sonſt würde auch ſelbſt die Summe des innern Glücks einen großen Abzug leiden. Ueberhaupt alſo gehört zu den Erforderniſſen einer ſelbſt im Wachsthume bereits vollendeten Glückſeligkeit, wie die verheißne ſeyn wird, ein angemeßner Aufenthalt, wo widerwärtige Lagen und Verhältniſſe wegfallen, und auch ein phyſiſch angenehmer Zuſtand genoſſen wird. Und einen ſolchen Aufenthalt wird Gott denn dereinſt auch gewiß allen ſeinen Freunden verleihen. Doch immer wird das individuelle Maas der Glückſeligkeit mehr vom Perſönlichen abhangen, als vom Oertlichen, wie dieß in der Natur der Sache gegründet und ſchon hier der Fall iſt. In der nehmlichen Lage, worinn ich mich jetzt befinde, würde ein beſſerer, weiſerer, kraftvollerer, als ich, und ich ſelbſt, wenn ich nunmehr einen höhern Grad von Güte, Weisheit und Thatkraft erlangte, ungleich mehr Glück genieſſen, ungleich beſſer die Gelegenheiten zu edeln, heilbringenden Thaten gebrauchen können. Mithin braucht man auch gar nicht anzunehmen, daß Gott, um ein gerechtes Verhältnis zu beobachten, und nicht alle ohne Unterſchied mit einem gleichen Maaße von Glückſeligkeit zu belohnen, alle diejenigen,

deren

deren Tugend etwa von gleichem Gehalte iſt, zuſammenbringen; hingegen alle diejenigen trennen müſſe, die nicht gerade die nehmliche Stufe ſittlicher Vollkommenheit erreicht haben. Dürfen wir überdem ſogar annehmen — was uns freylich keine Vernunftgründe darthun, bibliſche Lehren aber hoffen laſſen, — daß wir dereinſt ſelbſt zu einem gewiſſen Umgange mit Weſen von höherer Gattung gelangen werden: ſo darf uns wahrlich eine, auch nicht ganz geringe, Ungleichheit an ſittlicher Würde deſto weniger ein Grund zur Aufhebung aller Gemeinſchaft zwiſchen verbrüderten Weſen dünken. Ja ſelbſt eine gewiſſe Ungleichheit der Art dürfte dort ſo gut, wie hier die Ungleichheit an Kräften des Leibes und des Geiſtes, Verhältniſſe von einer ſehr wohlthätigen Natur erzeugen, wo die Gelegenheit und das Vermögen, die Vollkommenheit eines minder vortrefflichen Geſchöpfes erhöhen zu können, ſelbſt für den Vollkommnern ein Mittel größerer Seeligkeit würde; und wahrlich einer deſto größern, wenn jenes Geſchöpf gerade das nehmliche wäre, für welches dieſer vordem ſchon mit zärtlicher Liebe thätig war.

Jedoch, das Laſter mit ſeiner Strafe kann und ſoll künftig nicht mehr wohnen, wo die ſelige Tugend wohnt. Mithin darf auch freylich keine Wiedervereinigung ſolcher Perſonen gehofft werden, deren Gemüthsarten von einer ſo ungleichen Güte ſind, wie Tugend und Laſter. Iſt aber auch da wohl eine innige und beſtehende Zuneigung gegen einander möglich, wo ſo gar keine Harmonie edler Geſinnungen, ſo gar keine gegenſeitige Hochſchätzung ſtatt hat? Nein! Auſſer dieſem moraliſchen Bande gibt es überall keines von Dauer. Im Himmel gilt ohne Zweifel keine andere Verwandtſchaft, als die der Gemüther, und alles Intereſſe, was aus den übrigen Verhältniſſen dieſes Lebens entſprungen iſt, kann, nach deren Aufhebung, nur noch in ſo ferne fortdauern, als es zugleich von wahrer Liebenswürdigkeit, das heißt, von ſittlicher Güte, erzeugt worden. Das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern iſt das erſte und bindendſte unter allen. Keine andre Blutsverwandtſchaft gibt für ſich allein — wo nicht in ſeltnern Fällen, und auch da eigentlich nur vermöge gleichartiger Gemüthseigenſchaften — ein ſo gar vorzügliches Intereſſe. Selbſt die Liebe

be unter Geschwistern muß sehr oft der Liebe unter Freunden, die sich fanden und schätzen lernten, weit nachstehen. Was ich also von jener ersten und engsten Verbindung behaupten darf, wird noch weit gewisser von allen übrigen gelten müssen. Nun wissen wir zwar, daß Eltern die größte Zärtlichkeit gegen ihre Kinder hegen; und es wirken ja bey ihnen so viele mächtige Triebfedern, daß es nicht anders möglich ist. Das Kind ist gleichsam ein Theil ihrer selbst; ihrer beglückteſten Liebe hat es sein Entstehen zu verdanken; dessen Erhaltung hieng von ihrer fortgesetzten Fürsorge ab; einer Fürsorge, die so vieler und großer Beschwerden wegen nicht minder verdienstlich für sie selbst, als wohlthätig für das Kind war; und das zarte Geschöpf hat in seiner noch unverletzten Unschuld selbst für jeden andern so viel holdes und einnehmendes, daß nothwendig das vereinigte Wohlgefallen an sich selbst an dem Gatten und an dem Kinde den höchsten Grad von Interesse bey den Eltern erzeugen muß. Mithin ist auch nichts natürlicher, als daß sie ihrem Kinde ein immerwährendes Wohlergehen, und sich die Wonne einer steten Gemeinschaft mit ihm und des

An-

Anblicks seiner Freunde wünschen. Daß gleichwohl schon hier diese elterliche Zuneigung nicht unvertilgbar sey, beweisen genug Erfahrungen. Freylich kann das Kind, wenn es nun erwachsen ist, der Thorheiten und selbst der Bosheiten viele begehen, ehe sich das Herz des guten Vaters, der liebreichen Mutter von ihm wendet. Endlich aber wendet es sich doch wirklich von dem Unverbesserlichen und nicht selten tritt dann wahre Abneigung an die Stelle der Zärtlichkeit. — Dort aber? — Als Kind, als Geschwister, als Gatte wird dort gewiß niemand mehr betrachtet — diese Verhältnisse sind aufgehoben — sondern bloß als ehemaliger Gegenstand des Wohlwollens. Und wehe muß es da freilich dem Edlen thun, diesen Gegenstand seiner fernern Liebe und Gemeinschaft unwürdig zu finden, und damit zugleich den nächsten Lohn seiner Verdienste um ihn einzubüßen. Wenn er denn aber doch einmal so befunden wird; so kann wohl schwerlich ein Verlangen nach einer fernern Verbindung mit ihm, so wenig, als mit jedem andern Unwürdigen bleiben. Vielleicht aber — doch ich schweige! Ich hatte da ein sehr menschliches, aber auch sehr gewagtes Vielleicht im

Sin-

Sinne. Zugleich fiel mir aus dem Messias die so rührende Dichtung ein, wie Abdiel dem gefallnen und nunmehr begnadigten Abbadona, seinem ehemaligen Busenfreunde voll Entzükkung entgegeneilt, da sich dieser in verjüngter Herrlichkeit erhebt:

Abdiel konnte nicht mehr des Kommenden Anblick ertragen,
Schwung sich durch die Gerechten hervor; mit verbreiteten Armen
Jauchzt' er laut durch die Himmel; die Wange . glüht' ihm; die Krone
Klang um sein Haupt; Er zittert auf Abbadona herunter
Und umarmt ihn — —

Messias 19. Gesang.

Als mein Wilhelm die Hofnung des Wiedersehens an sich durch Gründe hinlänglich gesichert fand; so warf er die sehr natürliche Frage auf: Wie werden wir uns wiedererkennen, worauf doch alles ankommt. Hier nun mochten die meisten meiner Leser den guten Moritz schon mit einiger Ungeduld erwartet haben, und wohl nichts gewisser glauben, als daß er jetzt seinem Freunde und ihnen

ihnen über diesen interessanten Punct, wo keinen völlig befriedigenden Aufschluß, doch immer einige Muthmaßungen mittheilen würde, die sich hören liessen, und die insonderheit den Umstand der ähnlichen Bildung näher beträfen. Statt dessen lehnte Moritz die Frage fast ganz von sich ab, und dies aus dem wichtigen Grunde, weil zu deren Beantwortung schon eine genauere Kenntniß von der Einrichtung unsers künftigen Lebens erforderlich wäre, als irgend ein sterblicher Mensch hat und haben kann; zumal, wenn ihm kein höheres Licht vorleuchtet. Ich bitte deßfalls für ihn und mich alle diejenigen um Verzeihung, die sich in ihrer Erwartung getäuscht fanden. Aber sie wissen ja selbst, daß man nicht geben kann, was man nicht hat. Nun hätte er ihnen zwar gewagte Meynungen geben können; allein er hätte zugleich deren Unzuverläßigkeit, die sie selbst ohnedem nur gar zu gut würden gefühlt haben, ehrlich gesehn müssen. Den nachdenkenden Verstand, den nur Gründe belustigen, hätten sie keineswegs befriediget. Wollte man aber etwa bloß seine Einbildungskraft erbauen: ey nun, so brauchte er nicht erst zu thun, was andre schon längst gethan hat.

hatten. Ich meines theils weiß darüber bis diese Stunde nichts specielleres zu sagen, als was Moritz bereits gesagt hat; dieß wenige aber scheint mir allerdings solchen Voraussetzungen gemäß zu seyn, die auch ein noch so nüchterner Verstand nicht verwerfen kann.

Ueberzeugt nehmlich von der unbegränzten Güte und Weisheit dessen, der uns schuf, sind wir auch fest versichert, daß unserer Seele eine unaufhörliche Fortdauer, und mit dieser das Glück einer stets fortschreitenden Ausbildung und Vervollkommnerung beschieden sey. Denn bey ihr giebt es keinen Punct der Reife, wie bey der Pflanze und bey dem thierischen Körper selbst, wo nun die vollendete Entwickelung aufhörte. Vielmehr sind ihre Kräfte und Anlagen einer gränzenlosen Entwickelung fähig, zu welcher hier nur der erste schwache Anfang gemacht wird. Da nun dieß ihre Bestimmung ist, da sie immer das nehmliche Wesen bleibt, so groß auch der Wechsel in ihren äusseren Verhältnissen seyn mag: so kann es in ihrer Existenz auch nicht an der wahren Einheit, an dem alle ihre bisherigen Zustände umfassenden Bewußtseyn fehlen. Sie muß und wird

sich selbst als eben das Wesen erkennen, welches bereits die oder die Reihe von Veränderungen erlebt hat. Mit andern Worten, ihr jedesmaliges Bewußtseyn wird immer ein summarisches Andenken ihrer vormaligen Lagen und Verhältnisse einschliessen; und, nachdem sie Veranlassung hat, wird sie sich bald dieser, bald jener insonderheit genauer erinnern. Mit einer gleichen Gewißheit erkennen wir ferner, daß diese unsre denkende und empfindende Natur durchaus nicht bestimmt seyn könne, aus dem geselligen Leben in ein isolirtes Daseyn überzugehen; denn ein solches widerspricht ihrer ganzen Einrichtung, worinn alles Beziehung auf Dinge ausser ihr, und vornehmlich auf andre ihr ähnliche Naturen hat. Es widerspricht sogar dem Zeugnisse der ganzen Schöpfung, in welcher es überall kein Ding gibt, dessen Bestimmung blos in ihm selbst verschlossen wäre. Auch künftig also wird unstreitig jede Seele mit andern Seelen Gemeinschaft haben. Ist nun aber diese Voraussetzung nothwendig, wie sie es ist, und soll jene Gemeinschaft nicht etwa bloß in einem unthätigen, zweckleeren Beysammenseyn bestehen — denn was wäre ein solches Beysam-

ſammenſeyn anders, als Einſamkeit — ſo iſt auch nichts gewiſſer, als daß es Mittel der gegenſeitigen Mittheilung zwiſchen ihnen geben werde. Denn entweder müßte die Seele künftig in gar keinen moraliſchen Verhältniſſen ſtehen; und das ſoll ſie doch einmal, als Glied der vernünftigen moraliſchen Welt; oder ſie muß auch, da eines ohne das andre nicht gedenkbar iſt, ſtets vermögend bleiben, jene Verhältniſſe, mithin auch die Weſen ſelbſt, mit denen ſie umgeben ſeyn wird, von einander zu unterſcheiden. Dieß iſt einleuchtend. Und wird ſie denn etwa dort, wo ſie doch bereits eine höhere Stufe des Daſeyns wird erreicht haben, mit der Gabe zu erkennen und ſich mitzutheilen, wohl gar in geringerm Grade, als hier, verſorgt ſeyn? Gewiß nicht! Eher läßt ſich der überall herrſchenden Uebereinſtimmung zufolge aufs wahrſcheinlichſte vermuthen, daß es dort auch eine vollkommnere Art des Umganges, vielfachere Mittheilungs-Weiſen geben werde. Nur muß man dieſe nicht etwan errathen, nicht mit dichteriſcher Philoſophie näher beſtimmen wollen; da die Belehrung von Dingen, die noch kein Auge geſehn, kein Ohr gehört hat, ganz allein ei-

ner künftigen Erfahrung vorbehalten ist. Gewöhnlich sind daher auch alle Speculationen hierüber so beschaffen, daß sie weiter nichts klar machen, als die Unmöglichkeit, von unbegreiflichen Dingen geschickt zu reden. Und was bedarf es auch eben einer nähern Kenntniß der besondern Umstände zu unsrer Beruhigung? Genug unsre Seelen werden so gewiß, als dieß ihre natürliche Bestimmung mit sich bringt, unter sich stets in einer moralischen Verbindung stehen; oder, welches einerley ist, sie werden auch dort — und dort wenigstens eben so gut als hier — Gedanken und Empfindungen unter sich wechseln, und sich einander offenbaren können. Und so, deucht mir, ist es denn zugleich eine entschiedne Sache, daß ein Wiedererkennen ehemals vertrauter Seelen möglich, in jedem Falle möglich seyn müsse; wenn es sich gleich noch auf keine Weise, selbst analogisch nicht gedenken liesse, wie es wohl damit zugehen dürfte. Diese Möglichkeit, oder vielmehr diese Nothwendigkeit ergibt sich ja von selbst aus jener unstreitigen Voraussetzung; und unsre Nichtkenntniß der eigentlichen Art und Weise kann sie nicht im mindesten zweifelhaft machen. Gesetzt

setzt denn sogar, unsre Seelen sollten künftig als körperlose Geister existiren — eine solche Existenz aber dürfte doch nimmermehr etwa dem Zustande eines Menschen gleichen, der taub und blind, kurz aller Sinne, aller Vorstellung von äusserlichen Dingen beraubt, alles Umgangs unfähig wäre — so würden sie sich in dem Falle gewiß unmittelbarer Weise einander mittheilen können; und die Natur einer solchen unmittelbaren Mittheilung wäre uns grade nur eben so unbegreiflich, als die der mittelbaren. — Begreifen wir denn diese nicht? Was wollten wir! Da müßten wir ja begreifen, wie Leib und Seele in einander wirken, welches wahrlich ein unbegreifliches Räthsel bleiben wird, so lange die Erde steht. Selbst dann also fände ein Wiedererkennen unsrer ehemaligen Freunde sicher statt. Oder wäre es nicht immer noch der mit dem deinigen vordem so vertraute Geist, wenn er mit keiner Hülle weiter umgeben wäre, wie du selbst es dann nicht seyn würdest? Und hast du nicht in der That schon deinen Freund verloren, indem du noch jene abgeworfne Hülle, seinen Leichnam, umarmest? Oder wird er nicht mehr der nehmliche seyn,

wenn er ſtatt ihrer mit einem neuen, beſſern Gewande erſcheinen wird?

Denn ſchon der ſelbſt forſchenden Vernunft iſt es doch einmal höchſtwahrſcheinlich, daß wir im Tode nur den irdiſchen Körper gegen einen andern vertauſchen, der zu den Erforderniſſen eines vollkommnern Lebens eingerichtet iſt. Dieß wird überdem durch eine höhere Beſtätigung auſſer Zweifel geſetzt, worauf ich mich hier indeſſen nicht weiter berufen darf. Wer weiß, ob es auſſer der Gottheit überhaupt einen reinen Geiſt geben könne, das heißt, einen Geiſt, der überall keiner Organe bedarf, um ein wirkliches Glied in der Kette aller Weſen zu ſeyn. Ich meinestheils möchte mit dem würdigen Bonnet noch nicht behaupten, daß wir auch nur die Möglichkeit ſolcher reinen Geiſter einſehen. Immerhin ſey alles Körperliche, in ſo ferne es ſich unſern Sinnen darſtellt, nur Täuſchung, Schein; doch, daß irgend etwas reelles dem zum Grunde liege. Unſer eigner Leib ſey nichts weiter, als ein Syſtem einfacher, zweckmäßig zuſammengeordneter Kräfte, mit dem unſre Seelenkraft ins nächſte und genaueſte Verhältniß geſetzt iſt und durch deſſen Vermit-

mittlung dann das entferntere Verhältniß der übrigen Kräfte, die das Ganze ausmachen, für uns bestimmt wird. Diese Ideen scheinen allerdings sehr richtig. Allein, eben deswegen scheint auch kein endlicher Geist aller Organisation entbehren zu können. Nur der Unendliche kann mit wirksamer Kraft allem, was ist, unmittelbar zugegen seyn. Nur ihm, durch den alles besteht, ist es möglich, das Ganze mit einer einzigen unendlichen Idee, in welcher alles einzelne völlig deutlich nach seiner wahren Natur enthalten ist, zu umfassen. Jeder endliche Geist hingegen — und es gibt doch wohl keinen fast unendlichen? (*) — vermag von dem Ganzen we-

(*) S. Bonnets Betrachtungen über die Natur, übersetzt von J. D. Titius Leipz. 1772 p. 26. Wer eine fast unendliche Anzahl von Begriffen auf einmal ohne alle Undeutlichkeit hat, ist ja wohl ein fast unendlicher Geist, also ein solcher, dem nur noch ein weniges fehlt, um Gott gleich zu seyn. Ich weis nicht, wie der Philosoph Bonnet auf dergleichen Begriffe habe gerathen können, als er von der höchsten vermischten Vollkommenheit sagt.

niaſtens keine andre, als undeutliche, ſummariſche Begriffe zu haben, die denn mit unſern ſinnlichen Begriffen wohl mehr oder weniger analog, wenn gleich von andrer Art und bey weitem vollkommner ſind. So kann er auch, eben ſeiner Endlichkeit wegen, nicht mit allen Theilen des Ganzen in einem gleichnahen, gleichwirkſamen Verhältniſſe ſtehen; ſondern er muß nothwendig einen nähern und einen nächſten Wirkungskreis haben. Beydes aber ſcheint den Begriff einer beſtimmten Organiſation herbeyzuführen. — Doch ich laſſe das gut ſeyn: denn ich bin nicht geſonnen, meine Leſer, die ſich gleichſam bey mir erbauen wollen, mit allzuabſtrakten Grübeleyen zu unterhalten.

Von unſern Seelen wenigſtens ſcheint die Vermuthung gar nicht ſtatt zu haben, daß ſie beſtimmt ſeyn möchten, von der Vereinigung mit Organen in einen ganz geiſtigen Zuſtand überzugehen. Werkzeuge zum Empfangen und Mittheilen ſcheinen in der That nicht bloß zur anfänglichen Entwickelung unſers Geiſtes nöthig, ſondern ein unablegliches Bedürfniß ſeiner beſondern Natur zu ſeyn. Dieſe ſeine Natur kann doch einmal in keine andre

dre verwandelt werden. Ihre noch so verschiednen Zustände müssen daher immer noch etwas gleichartiges und einander entsprechendes haben, und ihre Entwickelung muß auf eine ähnliche Weise fortfahren, wie sie begann. Ein bloß geistiges Daseyn aber, wofern ein solches irgend einem Geschöpfe zukommen mag, und ein körperlich-geistiges sind, meines Bedünkens, so ganz ungleichartige, einander entgegengesetzte Zustände, daß Wesen, die einmal des einen theilhaftig sind, des andern nimmermehr fähig seyn können; indem die Versetzung aus dem einen in den andern vielmehr eine Umschaffung des Wesens selbst, als eine bloße Veränderung seiner äussern Verhältnisse seyn würde. Denn nicht aus Willkühr hat der Schöpfer die menschliche Seele mit Organen versehen; sondern weil in der Natur einer solchen Seele — wo auch nicht eines jeden beschränkten Geistes — ein Bedürfniß derselben vorhanden ist. Und wäre es auch möglich, daß sie dereinst alle Organe ablegte und das Leben eines reinen Geistes begänne; so könnte doch allem Anscheine nach eine solche Zukunft mit ihrem vorhergehenden, irdischen Daseyn in gar keiner,

oder doch in keiner wesentlichen Beziehung stehen. Ihre ganze Vorstellungs- und Wirkungs-Art müßte sich dermaßen verwandeln, daß sie der ehedem gehabten Begriffe und Empfindungen unfähig würde. Diese würden mithin rein aus ihr verschwinden, und mit ihnen alles Andenken an das Vergangene; das heißt, sie würde ihre Persönlichkeit verlieren. Für uns also — was für große Revolutionen sich übrigens auch mit unsrer Natur begeben mögen — wird es doch wohl immer eine doppelte Welt geben müssen, eine Sinnenwelt sowohl, als eine Geisterwelt. Die Sphäre unsers Denkens, Empfindens und Handelns wird stets durch einen besondern Körper bestimmt und eingeschränkt werden, und wir werden uns die äußre Schöpfung wohl stets als ein System von Sonnen und Planeten gedenken, indem wir zugleich auf einem dieser Weltkörper unsern angewiesenen Wohnplatz haben werden.

Allein, der neue Leib, den wir einst, statt des jetzigen, erhalten sollen, muß doch auch nothwendig eine bestimmte Bildung haben. Und was denn wohl für eine? Man wird sich allerdings in der Einrichtung desselben

ben manches verändert, und alles dauerhafter, vollendeter, einer höhern Bestimmung angemessen, mithin selbst dessen Bestandtheile feiner und edler gedenken müssen. Ist es aber gleichwohl nicht immer am wahrscheinlichsten, daß seine Bildung, im Ganzen genommen, mit der Bildung des irdischen ungemein viele Aehnlichkeit beybehalten werde? — Ich trage eben kein Bedenken, dieß zu bejahen, wiewohl ich in großer Verlegenheit seyn würde, wenn ich es mit entscheidenden Gründen thun sollte. Wenn man aber doch ja hierüber eine Meynung hegen will: so, deucht mir, ist diese natürlicher Weise die einzige, die man hegen kann. Vergebens würden wir unsre Einbildungskraft quälen, um uns eine edlere, schönere Form zu ersinnen, als womit wir schon hier begabt worden. Und wenn Er, der Unerschöpfliche, auch noch ungleich vortreflichere, und von der menschlichen ganz abweichende, Bildungen zu verleihen hat: so ist dieß doch etwas, das uns vorjetzt durchaus unbegreiflich bleibt. Da überdem unser künftiges Leben im Grunde nur eine vollkommnere Fortsetzung des gegenwärtigen seyn, und daher in seiner Einrichtung immer noch vieles

mit

mit diesem gemein haben muß: so rechtfertigt dieß einigermaßen jene Vermuthung, die übrigens durch die biblische Lehre von der Auferstehung, aus welcher sie allerdings zu fließen scheint, noch mehr Bestätigung erhält.

Doch eigentlich möchte man gerne noch etwas mehr wissen, nehmlich: ob wohl die besondre Bildung des verklärten Menschen seine vormalige treffend genug wieder darstellen werde, um ihn dadurch seinen Geliebten sogleich erkennbar zu machen. Dieß aber ist nun vollends eine Sache, wobey man sich mit einem bloßen Vielleicht begnügen muß, weil sich darüber nicht einmal etwas wahrscheinliches sagen lässet. That daher mein Moritz nicht wohl, daß er sich darauf nicht einließ? Und werden ihn diejenigen nicht gerne entschuldigen, die deswegen anfangs mit ihm unzufrieden waren?

So viel ist indessen gewiß, daß es unter uns künftig nicht minder, als jetzt, einen Umgang, mithin ein Vermögen geben müsse, uns gegenseitig unsre Gedanken und Empfindungen mitzutheilen, unser Innres einander zu offenbaren. Denn dies ist ein wesentliches und unvertilgbares Bedürfniß nicht nur des

menschlichen Geistes, sondern wahrlich aller moralischen Wesen. Und da wenigstens bey Geschöpfen, wie wir sind, die wir stets zu unsrer thätigen Existenz gewisser Organe bedürfen werden, wohl keine unmittelbare Einwirkung der Seelen in einander statt haben wird; da die Mittel unsers Umganges in jenen Werkzeugen selbst liegen müssen: so bleibt es allemal der natürlichste Gedanke, daß irgend eine Art von Sprache dieses Mittel seyn werde. Ich sage mit Fleiß: eine Art von Sprache. Denn, wiewohl dieses Mittel so beschaffen seyn muß, daß es alle Arten von Vorstellungen, von denen wir uns einander verständigen wollen, hinlänglich bezeichne; wiewohl in der That eine Wortsprache zu dem Zwecke das allerschicklichste ist, was wir noch bisher kennen; so folgt daraus doch noch nicht, daß es kein andres, wenigstens kein besseres Verständigungs-Mittel geben könne, noch wirklich dereinst geben werde. Man darf sich auch keine weitere Untersuchung über den Punkt gelüsten lassen; weil man doch unfehlbar nur willkührliche und sonderbare Muthmaßungen an den Tag bringen würde. Genug, wie es auch immer damit seyn mag:

es

es wird uns zuverläßig nicht an Mitteln eines vernünftigen Umganges gebrechen; mithin wird es auch mit dem Wiedererkennen unsrer Freunde durchaus keine Noth haben. Und was will man denn mehr?